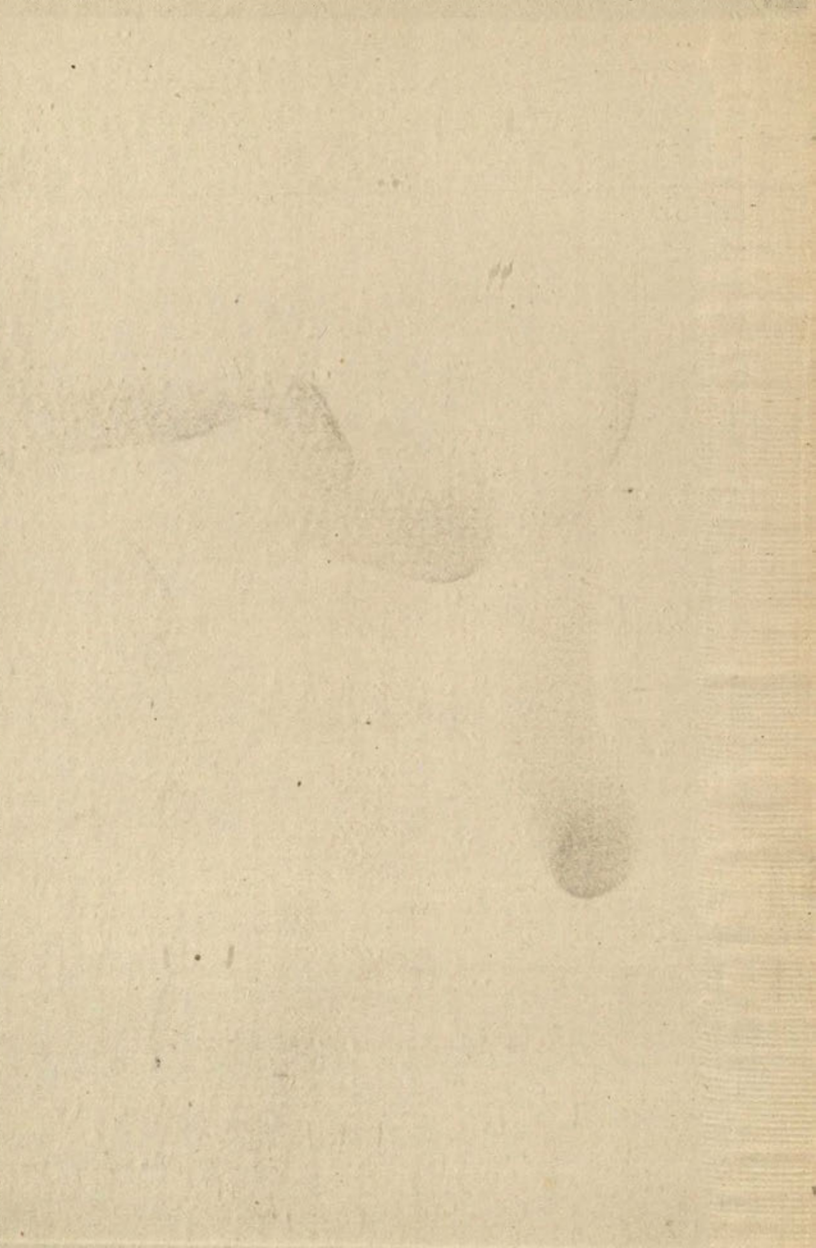




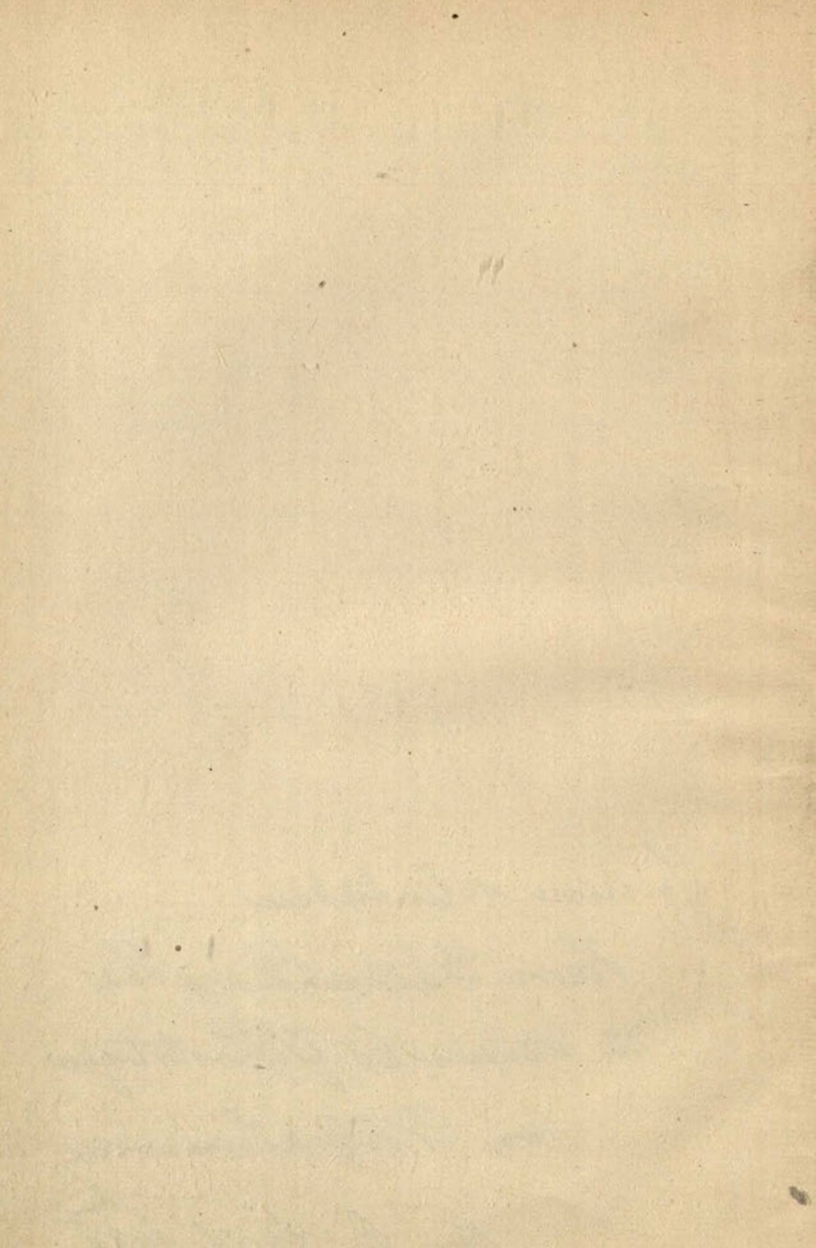
Seinem sehr lieben

Herrn Stadtrat Georg Less

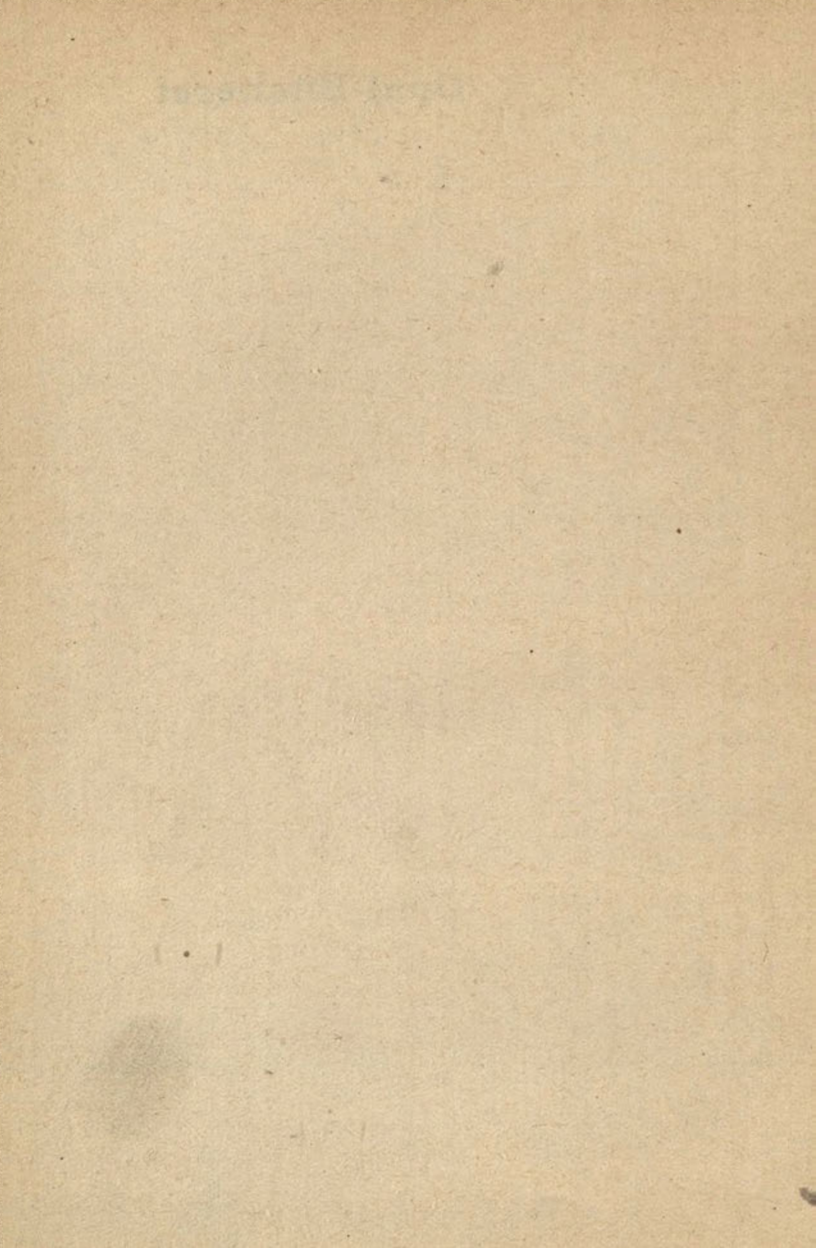
zu seinem 60. Geburtstage

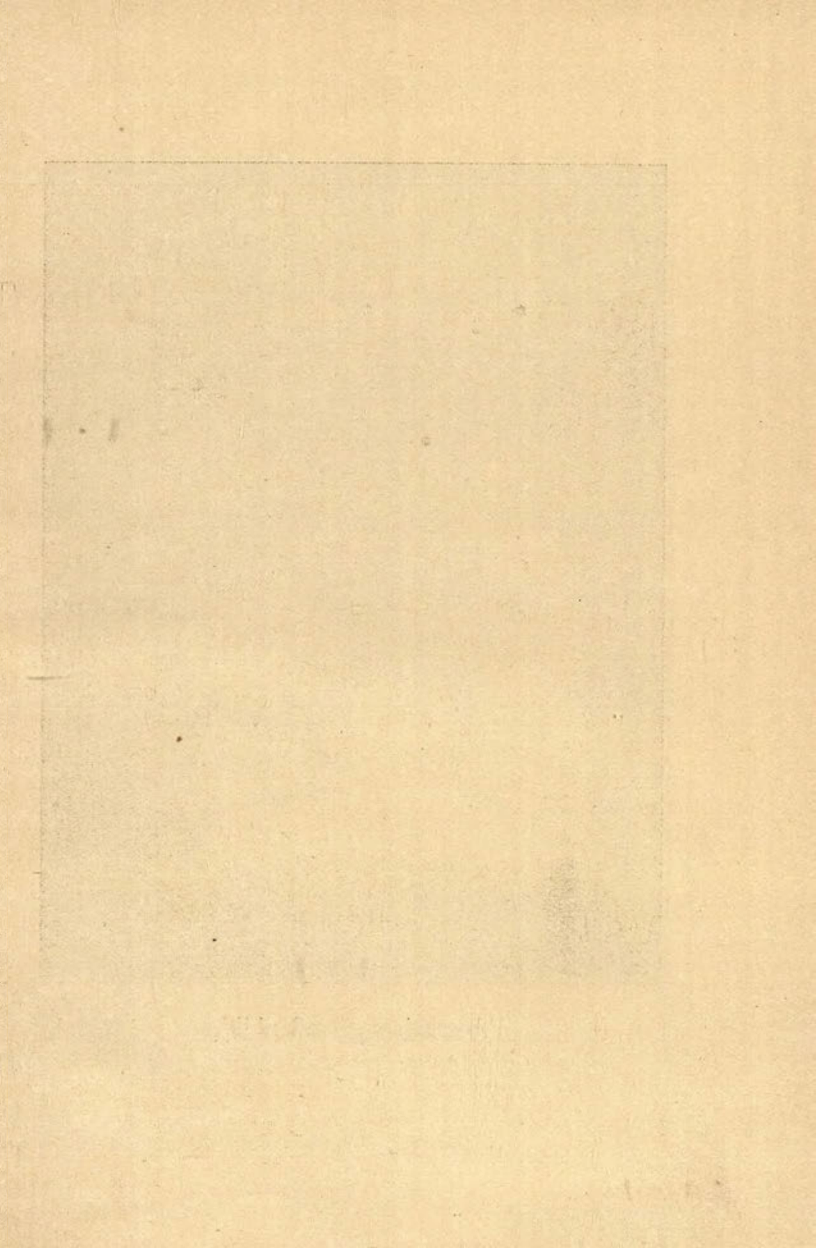
von Fritz Graumann

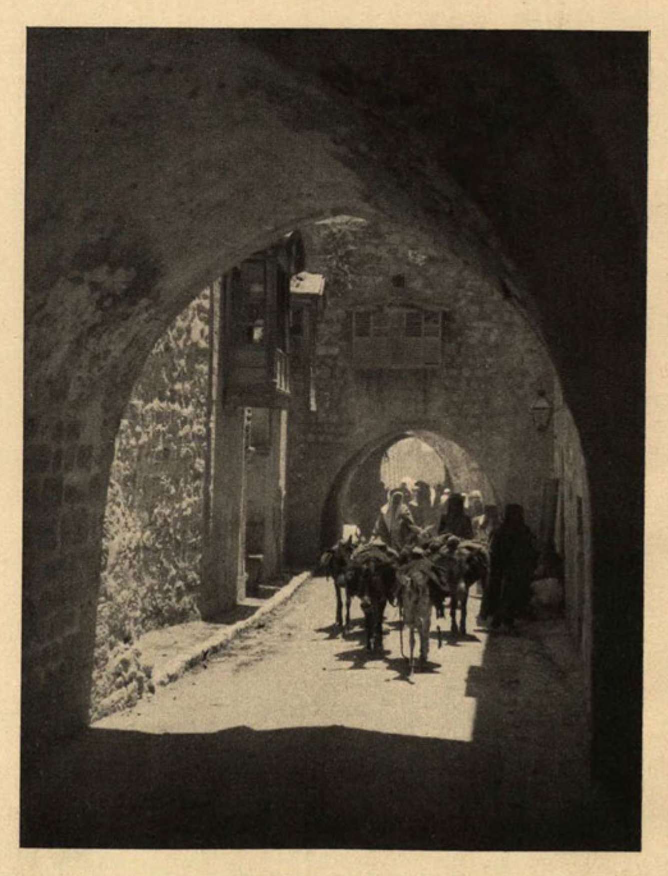
Br. 6. April 1931.



Opal-Bücherei







Jerusalem, Straßenbild.

PIERRE LOTI

JERUSALEM

*

BERECHTIGTE
ÜBERSETZUNG VON
E. PHILIPARIE

*

MIT SECHZEHN BILDTAFELN

*

HERAUSGEGEBEN
VON
F. v. OPPELN-BRONIKOWSKI

*

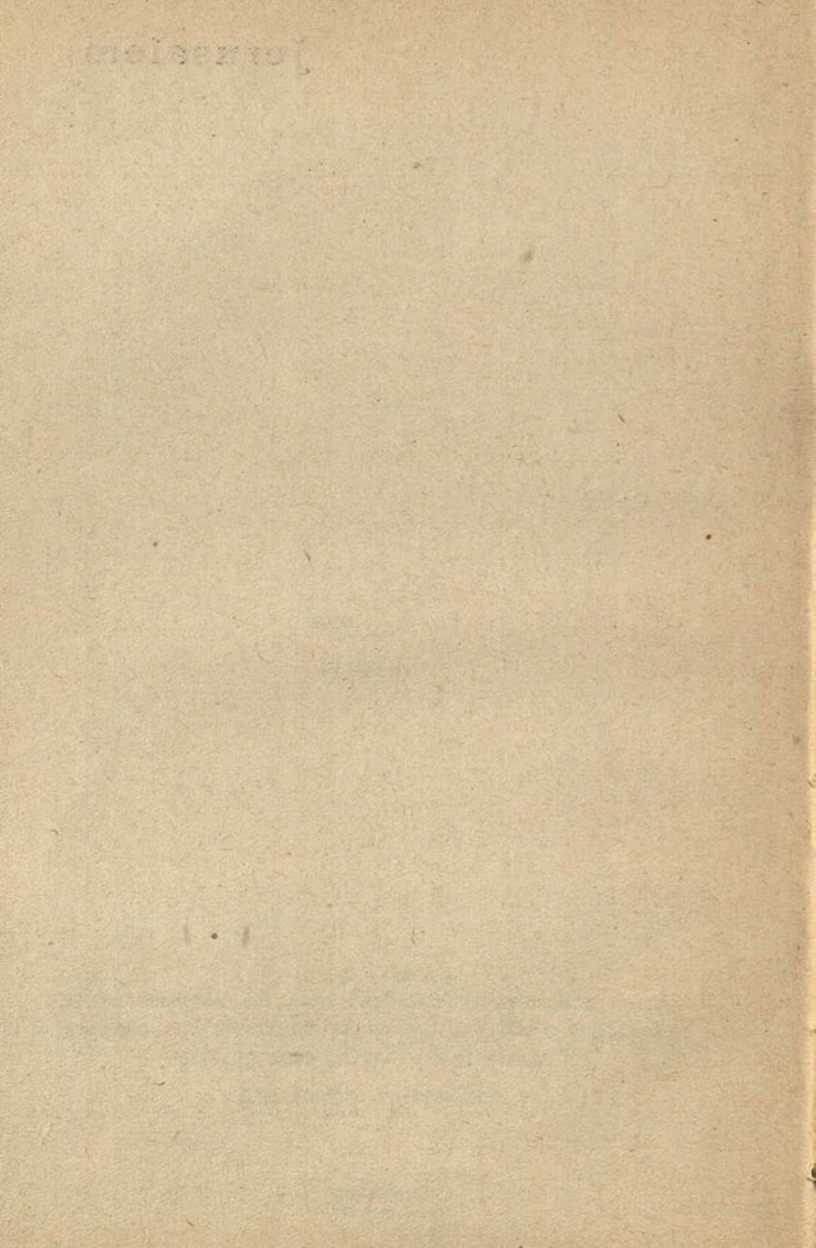
CARL REISSNER DRESDEN





1.—3. Tausend.
Diese Ausgabe ist vom Herausgeber gründlich durchgesehen und sprachlich erneuert. Das Werk gehört der Verlagsgruppe „Opal“ (Opal-Verlag) an.

Jerusalem



I.

O crux, ave, spes unica!

Jerusalem! . . . Oh sterbender Glanz dieses Namens! . . . Wie strahlt er noch aus fernsten Zeiten, aus Staub und Verfall! . . . So sehr, daß es mir fast wie Entweihung vorkommt, ihn hier dieser Darstellung meiner ungläubigen Pilgerfahrt voranzusetzen!

Jerusalem! So mancher, der vor mir das Land betrat, hat ein tiefes oder herrliches Buch darüber geschrieben. Ich will nur versuchen, den heutigen Stand seiner Verwüstung und seines Untergangs zu beschreiben, — zu sagen, bis zu welchem Grade der große, heilige Schatten verloschen ist, den die nächsten Geschlechter schon nicht mehr sehen werden. . . .

Vielleicht erzähle ich auch den Eindruck einer Seele, — der meinen — die zu den gequälten des zur Neige gehenden Jahrhunderts gehört. Es gibt jedoch gleichgestimmte Seelen, die mir folgen werden. Wir sind unserer viele, die von der düstern, heutigen Sorge gepeinigt werden; viele, die mit mir am Rande des schwarzen Grabes stehen, in dem alles zerfallen, alles verwesen soll, und für die über der Unzulänglichkeit der

menschlichen Religionen der von Jesus gebrachte Trost, sein Verzeihen, das himmlische Wiedersehen, wie in weitentrückter Ferne schwebt. . . .

Ach! Niemals hat es etwas anderes gegeben! Alles andere ist leer und eitel, nicht allein bei unsern blassen, modernen Philosophen, sondern auch bei den erleuchteten Weisen der alten Zeiten. . . . Dann steigt aus unserm Abgrunde eine unbestimmte, trostlose, tieftraurige Anbetung zu Dem empor, der sich einst den Erlöser nannte. . . .

Wahrlich, mein Buch kann nur von solchen gelesen und ertragen werden, die daran sterben, daß sie die einzige Hoffnung besessen und verloren haben; die gleich mir ungläubig an das heilige Grab treten, mit einem Herzen voller Gebete, mit Augen voller Tränen, ja die sich auf beiden Knieen hinschleppen möchten. . . .

II.

Montag, 26. März.

Ostermontag! Aus der Wüste gekommen, erwachen wir unter unsern Zelten mitten auf einem Friedhof von Gaza. Keine wilden Beduinen mehr um uns, keine Kamele und Dromedare. Unsere neuen Leute, Maroniten, beeilen sich, unsere Tiere, Pferde und Maulesel, zu zäumen und zu satteln; wir brechen das Lager ab, um gen Jerusalem zu ziehen.

Zwei Ehrenwachen, die uns der Pascha der Stadt geschickt hat, gehen vor uns her und zerteilen die Menge; wir kommen an langen Märkten und Bazaren vorüber. Endlich sind wir in der Vorstadt, wo das Leben des Morgens sich um die Brunnen sammelt: der ganze Schwarm der Wasserhändler hat sich hier eingefunden, um die schafledernen Schläuche zu füllen und auf Esel zu laden. Endlose Mauerreste, Tore, Trümmerhaufen unter Palmen. Und schließlich die stille Landschaft: Gerstenfelder, hundertjährige Olivenhaine, der Anfang der sandigen Straße nach Jerusalem, wo die Wache uns verläßt.

Die Straße links liegen lassend, schlagen wir durch die grüne Gerste die Pfade ein, die nach

Hebron führen. Unsere Ankunft in der heiligen Stadt wird durch diesen Umweg um achtundvierzig Stunden verzögert; allein die Pilger pflegen ihn einzuschlagen, um am Grabe Abrahams zu verweilen.

Etwa zehn Meilen geht es durch samtgrüne Gerstenfelder, von Asphodillwiesen unterbrochen, auf denen Herden grasen. Hier und da arabische Lager, schwarze Zelte auf dem schönen Grün der Wiesen, oder Fellachendörfer: Hütten aus grauer Erde, um einen kleinen, weißgetünchten Kuppelbau, ein heiliges, schützendes Grab gruppiert.

Gegen Abend umschleiert sich die am Tage so heiße Sonne mit trübem Dunst und blinkt nur noch als bleiche, weiße Scheibe. Wir merken, wie weit wir schon nach Norden gekommen sind.

Zugleich kommen wir aus den Gerstenfeldern in eine bergige Gegend, und alsbald öffnet sich das Tal Bêt Dschibrin, wo wir übernachten sollen.

Ein echtes Tal des gelobten Landes, wo „Milch und Honig fließt". Es ist grün, von lieblichem Frühlingsgrün; grüne Maiwiesen liegen zwischen den Hügeln, auf denen kräftige, prachtvolle Ölbäume von einem andern, herrlichen Dunkelgrün wachsen. Unser Weg führt über dichtes Gras, das mit roten Anemonen, violetten Iris und rosa Zyklamen übersät ist. Blumenduft erfüllt die Luft, und in der Mitte des Tales glänzt ein kleiner See, an dem zu dieser Stunde Schafe und Ziegen zur Tränke gehen.

Auf einem der Hügel liegt das kleine Dorf,

in das am Abend die vielen Herden zusammengetrieben werden. Während unsere Zelte im hohen, blumigen Grase aufgeschlagen werden, ziehen unzählige Rinder und Schafe vorüber; die Hirten, im langen Gewande und mit dem Turban bedeckt, gleichen Heiligen oder Propheten. Kleine Kinder folgen dem Zuge und tragen zärtlich die neugeborenen Lämmer in den Armen.

Zuletzt drängen sich jetzt in die schmalen Gassen von getrocknetem Kot mehrere hundert schwarze Ziegen; sie ziehen in dichter Masse, wie ein langer, ununterbrochener Streifen von glänzendem Rabenschwarz. Es ist unglaublich, was dieses Dorf Bêt Dschibrin alles bergen kann! ... Beim Vorüberziehen der Herden mischt sich gesunder Stallgeruch zum Wohlgeruche des stillen Tales.

Wir finden hier das Hirtenleben aus alter Zeit wieder, biblisches Leben in seiner ganzen Schlichtheit und Größe.

III.

Dienstag, 27. März.

Gegen zwei Uhr morgens, wenn die Nacht mit ihren tiefsten Schatten auf den Bäumen und Wiesengründen lastet, dringen aus Bêt Dschibrin lange, singende Töne, außerordentlich klagend und weich; sie schweben über uns hin, um sich weitab durch die kühle, schlummernde Landschaft zu verbreiten. Es sind schwärmerische Gebetsrufe, die den Menschen ihre Nichtigkeit und den Tod in Erinnerung bringen.... Diese Muezzins sind Hirten; sie stehen auf ihren Erddächern und singen alle zugleich, wie im Chor; immer wiederholt sich der Name Allahs, der Name Mohammeds, hier im Lande Jesu und der Bibel überraschend und verstimmend. . . .

Wir erheben uns zur Morgenstunde, wenn die Herden auf die Weide ziehen. Regen, in der Wüste ungekannter, wohltätiger Regen trommelt auf unsere Zelte und netzt reichlich das grüne Eden, in dem wir uns befinden.

Der Scheik des Tales stattet uns seinen Besuch ab und entschuldigt sich, daß er gestern abend auf den entlegenen Weideplätzen seiner Schafe aufgehalten wurde. Trotz des immer

noch strömenden Regens steigen wir mit ihm bis zum Dorfe empor durch hohes, nasses Gras, über Iris und Anemonen hin, die sich beim Streifen unserer langen Burnusse neigen.

In diesem Lande, in der Nähe des uralten Gaza und Hebron, kann das erst zweitausend Jahre alte Bêt Dschibrin als junge Stadt gelten. Es war die Bethrograbis des Ptolemäos, die Eleutheropolis des Septimius Severus und zur Zeit der Kreuzzüge ein Bistum. Heute haben sich an ihm die unbarmherzigen Prophezeiungen der Bibel erfüllt, wie übrigens an allen Städten Palästinas und Idumäas, und sein Verfall unter dem schönen Teppich wilder Blumen ist grenzenlos. Nichts steht mehr als Schäferhütten, Ställe, deren Dächer mit roten Anemonen bedeckt sind, grasüberwucherte Trümmer von mächtigen Wällen; in der Erde und dem Schutt unter dem Gewirre großer Akanthusstauden, Dornen und Asphodelen die Überreste der Kirche, in der die Bischöfe der Kreuzfahrer Gottesdienst hielten: weiße Marmorsäulen mit korinthischen Kapitälen, ein Schiff im letzten Stadium des Verfalls, jetzt die Zufluchtsstätte der Beduinen und Ziegen.

Noch früh am Morgen steigen wir zu Pferd, um den Tagesmarsch zu beginnen; wir reiten unter bedecktem Himmel mit zerrissenen Wolken, doch hat der Regen aufgehört. — Auf einem zu den Hochflächen Judäas ansteigenden Berghang ziehen wir bis gegen Mittag durch blumige Pfade in Gerstenfeldern zwischen Hügelreihen, die Oli-

venwälder mit grauen Zweigen und dunklem Laube bedecken.

Wie in der Wüste überholt uns die Karawane mit unserem Gepäck und den Zelten bei der Mittagsrast. Doch wie verschieden ist jetzt diese Karawane! Eine Reihe Maultiere, von Syriern mit offenen Gesichtern geführt, zieht beim Geläut ihrer Schellenhalsbänder auf den grünen Pfaden einher, voran das Leittier, der schönste und gescheiteste Maulesel des Zuges, mit perlen- und muschelbesticktem Sattelzeug und einer großen Glocke am Halse, auf die alle andern hören und ihr folgen.

Je höher wir steigen, desto steiler der Abhang und desto felsiger die Gegend. Statt der grünen Gerste nur noch Gestrüpp und Asphodill.

Gegen drei Uhr, als wir aus einer tiefen, uns lange einschließenden Schlucht kommen, haben wir plötzlich eine unerwartete Fernsicht. Hinter uns und zu unsern Füßen die Ebene von Gaza, die Pracht der Gerstenfelder, die in der Ferne wie ein grünes Meer leuchten, und weiter, noch viel weiter ein Rest von der Wüste, aus der wir gekommen sind, und die sich unsern Blicken zum letztenmal als unbestimmte rosige Weite zeigt. Vor uns breitet sich eine ganz andere Gegend bis zu den dunstigen Höhen von Moab, die den Horizont begrenzen, — ein Land von grauen Steinen, das ganz von Menschenhand aufgebaut ist und so weit das Auge reicht, aus kleinen, regelmäßig übereinander geschichteten Mauern besteht: die

Weinbergsterrassen von Hebron, die seit der biblischen Zeit von Jahrhundert zu Jahrhundert auf der gleichen Stelle wiederhergestellt sind. Jetzt sind sie noch kahl, denn wir sind erst im März. Ihre mächtigen Weinstöcke winden sich auf dem Boden wie Schlangen mit zahllosen Leibern. Die Gesamtfarbe wird dadurch nicht verändert; — es ist eine traurige Landschaft, lauter Steine, grau in grau, in der kaum ein einzelner Ölbaum hier und da einen Büschel schwarzgrünen Laubes zeigt.

Dort unten schlängelt sich etwas wie ein langes, weißes Band; unser Pfad führt dorthin: eine Landstraße! Eine wirkliche, fahrbare Straße, wie in Europa, mit ihrer Steindecke und ihrem Staube! Wir sehen zwei Wagen vorüberfahren und starren sie mit dem Erstaunen von Wilden an. Es ist die Straße nach Jerusalem, die auch wir nun benutzen werden. Sie führt bis Hebron zwischen unzähligen kleinen Mauern, die Weinberge und Feigenbäume umschließen. Übrigens freuen wir uns dieser Annehmlichkeit nach so viel Steinen, spitzen Felsblöcken, schlüpfrigen Abhängen und gefährlichen Schluchten, denn schon über einen Monat mußten wir unablässig auf die Beine unsrer Reittiere achten. . . .

Zwei weitere Wagen mit lärmenden Touristen einer Reisegesellschaft kommen uns entgegengefahren: Männer mit Korkhelmen, dicke Frauen mit braunen Mützen und grünen Schleiern. Auf dergleichen Begegnungen waren wir nicht gefaßt.

Mehr noch als unser Traum vom Morgenland ist unser religiöser Traum zerstört. — Oh! dies Benehmen, dies Geschrei und Gelächter auf dem heiligen Boden, den wir so demütig sinnend auf dem alten Weg der Propheten betraten! . . . Zum Glück fahren die Wagen weg. Sie sputen sich sogar, noch vor Einbruch der Nacht fortzukommen, denn in Hebron gibt es keine Gasthöfe. Hebron, eine der fanatischsten mohammedanischen Städte Palästinas, beherbergt keine Christen unter seinen Dächern. . . .

Zwischen steinigen Hügeln, die mit Weinbergsterrassen bedeckt sind, sieht man Hebron liegen, aus den gleichen Stoffen gebaut wie die unzähligen Mauern der Gegend. Es ist eine Stadt von grauen Steinen in einem Lande grauer Steine; eine Aufeinanderschichtung von Steinwürfeln, deren jeder als Dach ein Steingewölbe trägt. Alle Häuser sind sich gleich, alle haben die gleichen paarweisen winzigen Bogenfenster. Ein strenges, nüchternes Gesamtbild, das durch die vollständige Gleichmäßigkeit der Farbe und Umrisse überrascht; fünf bis sechs Minaretts ragen darüber hinweg.

Wie üblich lagern wir am Eingang der Stadt am Straßenrand, an einer Stelle, wo ein paar Ölbäume stehen. Unsere schellentragenden Maultiere sind heute erst kurz vor uns angekommen; wir überwachen daher selbst das Abladen unseres Nomadengepäcks, von zahlreichen Zuschauern, Muselmännern und Juden, umringt, die schweigsam in ihren langen Gewändern dastehen.

Nach dem Aufschlagen der Zelte bleibt uns noch eine Stunde Tageszeit. Die schon tiefstehende Sonne vergoldet die graue Einförmigkeit Hebrons und seiner Umgebung, die steinernen Würfel, aus denen die Stadt besteht, und die vielen Steinmauern, welche die Berge bedecken. Wir gehen zu Fuß zur großen Moschee, deren unzugängliche unterirdische Gewölbe die echten Gräber von Abraham, Sarah, Isaak und Jakob bergen.

In den Straßen drängen sich Araber und Juden, deren bunte Kleidung von den farblosen, ungetünchten Mauern leuchtend absticht. Einige dieser Häuser scheinen so alt wie die Patriarchen, andre sind neu, kaum vollendet, doch alle sind sich gleich: die gleichen, den Jahrhunderten trotzenden dicken Wände, der gleiche Umfang des Würfels, die gleichen kleinen, stets paarweise gekuppelten Fenster. Kein Mißton in diesem Gesamtbild. Hebron ist eine der seltenen Städte, die kein modernes oder fremdartiges Gebäude entstellt.

In dem gewölbten Bazar mit nur wenigen schmalen, vergitterten Fenstern ist's schon dunkel und man fängt an, die Buden zu schließen. An den Auslagen hängen Burnusse und Gewänder, Sattelzeug und perlenbesetzte Kamelhalfter und besonders Glaswaren: Arm- und Halsbänder, die in Hebron seit uralter Zeit angefertigt werden. — Man sieht nur undeutlich und bewegt sich in einer Staubwolke, in einem Dunst von Spezereien und

Ambra, und gleitet auf den alten, glänzenden Steinplatten aus, die jahrhundertelang durch Schuhe und nackte Füße geglättet sind.

In der Nähe der großen Moschee liegen die aufsteigenden Gassen, die wie enge Kirchenschiffe gewölbt sind, in nächtlichem Dunkel. Längs dieser Durchgänge öffnen sich Tore tausendjähriger Häuser, die mit formlosen Resten von Inschriften oder Bildhauereien verziert sind; unterwegs streifen wir ungeheure Grundsteine, ohne Zweifel Zeitgenossen der hebräischen Könige.

In dieser Abendstimmung stellt man sich die Dinge ringsum wie von Myriaden von Toten erfüllt vor; fast mit Beklemmung wird man sich der Übereinanderschichtung der Zeiten über dieser Stadt bewußt, deren Name mit den Ereignissen der heiligen Schrift seit dem mythischen Ursprung Israels verknüpft ist. . . . Wie viele Aufschlüsse über vergangene Zeiten könnten Ausgrabungen in diesem uralten Boden zeitigen, wäre er nicht so verschlossen, so undurchdringlich und feindlich!

Darnach begrub Abraham Sarah, sein Weib, in der Höhle des Ackers, die zwiefach ist gegen Mamre über, das ist Hebron im Lande Kanaan.

1. Buch Mosis, XXIII, 19.

Als wir aus den dunklen gewölbten Gassen treten, finden wir wieder das goldige Abendlicht und kommen an den Fuß der Moschee Abrahams. Sie liegt auf halber Höhe des Hügels, der tief eingeschnitten ist, um sie aufzunehmen. Ihr scheues Dunkel birgt das Geheimnis der zwiefachen Höhle von Makpela, wo seit bald viertausend Jahren der Patriarch mit seinen Söhnen schläft.

Die Höhle wurde um vierhundert Seckel Silber von Ephron, dem Hethiter, dem Sohne Zaors, gekauft! . . . Die Kreuzfahrer waren die letzten, die in die Moschee eindrangen; es gibt keine jüngere Beschreibung davon, als die des Märtyrers Antoninus im 6. Jahrhundert. Jetzt ist das Betreten selbst den Mohamedanern versagt. Christen und Juden dürfen nicht mal die Moschee betreten, weder durch Vergünstigung noch durch List oder Geld. Als sie vor etwa zwanzig Jahren auf ausdrücklichen Befehl des Sultans für den Prinzen von Wales geöffnet ward, hätte die Bevölkerung von Hebron fast zu den Waffen gegriffen.

Den Besuchern ist jedoch erlaubt, um die heilige Stätte herumzugehen, und zwar auf einem zwischen hohen Mauern gelegenen Wallgang. Der ganze Sockel des Baues besteht aus riesigen zyklopischen Steinen; er wurde von König

David errichtet, um das Grab des Vaters der Hebräer zu ehren. Dieser erste Bau von fast ewiger Dauer stand schon seit zweitausend Jahren, als die Araber die Zinnenmauer der heutigen, schon so alten Moschee darauf setzten.

Fast zu ebner Erde befindet sich eine Öffnung, durch welche die Christen und Juden den Kopf stecken dürfen, um die heiligen Steinplatten zu küssen. Heute abend liegen arme israelitische Pilger hier am Boden und strecken den Hals aus, wie Füchse, die in ihren Bau schlüpfen, um ihre Lippen auf des Ahnherrn Grab zu pressen, indes schöne, spöttische Araberkinder, die das Innere betreten dürfen, ihnen mit verächtlichem Lächeln zuschauen. Die Wände und Zugänge dieses Loches sind schon seit Jahrhunderten von so vielen Händen, Köpfen und Haaren abgescheuert, daß sie eine fettig glänzende Politur angenommen haben.

Übrigens glänzen alle die großen Steine von König Davids Umfassungsmauer infolge der fortwährenden Berührung wie eingeölt; ist sie doch eine der ältesten Stätten, welche die Menschen noch verehren, und nie hat man aufgehört, sie zu besuchen und an ihr zu beten.

Der den Hügel hinansteigende Wallgang führt zu einer Stelle, die das Heiligtum überragt; von dort dringt der Blick zwischen die heiligen Mauern und auf die drei Minarette, welche die Stätte der drei Patriarchengräber bezeichnen. Das mittelste Minarett, wohl über Abrahams Grab errichtet,

steht unförmig wie ein Fels auf mehreren Lagen von Kalksteinen und läuft in einen riesigen bronzenen Halbmond aus.

Das ist der „Acker gegen Mamre über“: der ewiggleiche Umriß des gegenüberliegenden Hügels muß der gleiche sein wie an dem Tage, da Abraham dem Ephron, dem Sohne Zoars, diese Grabstätte abkaufte. Die Szene des Kaufes (1. Buch Mosis XXIII, 16), sowie das Begräbnis des Patriarchen (1. Buch Mosis XXV, 9) kann man im Geiste fast wieder aufbauen, nach dem, wie es noch heute bei den schlichten, ernsten Hirten dieses Tales zugeht. Abraham hat gewiß so ausgesehen wie einer der Scheiks des Tales von Bêt Dschibrin oder der Ebene von Gaza. In diesem Moment verfliegt wie ein Nebel die erschreckend lange Vergangenheit; wir sehen hinter uns aus dem Abgrund die biblischen Zeiten beim sinkenden Tagesschein aufsteigen.

„Und Jakob gebot ihnen und sprach zu ihnen: ich werde versammelt zu meinem Volke; begrabt mich bei meinen Vätern in der Höhle auf dem Acker Ephrons, des Hethiters.

„In der zwiefachen Höhle, die gegen Mamre liegt, im Lande Kanaan, die Abraham kaufte, samt dem Acker zum Erbbegräbnis.

„Daselbst haben sie Abrahan begraben und Sarah, sein Weib, daselbst haben sie auch Isaak begraben und Rebekka, sein Weib. Daselbst habe ich auch Lea begraben.“

1. Buch Mosis IL, 29—31.

Wohl einzig in den Annalen der Toten ist diese anfangs so einfache Grabstätte, die sie alle aufnahm. Sie hat zu keiner Zeit der Geschichte aufgehört, ein Gegenstand der Verehrung zu sein, während die prächtigsten Grabmäler Ägyptens und Griechenlands schon längst geschändet und ausgeraubt sind. Ja, es ist sogar wahrscheinlich, daß die Patriarchen noch viele Jahrhunderte in Frieden schlafen werden, geachtet von Millionen von Christen, Mohamedanern und Juden.

Noch im Dämmerlicht erreichen wir unsere Zelte am Straßenrand. Wir sehen noch alles vorüberziehen was vom Felde zur Nachtruhe zurückkehrt: Bauern, die in ihren langen, altertümlichen Gewändern schön und edel einherschreiten; Hirten, die seltsam auf der Kruppe ihrer winzigen Esel sitzen; Lasttiere und Herden jeder Art, darunter besonders viele schwarze Ziegen mit langen, fast im Staube schleifenden Ohren.

Gegenüber, auf der andern Seite der Straße, rinnt ein gewiß hochheiliger Brunnen, denn eine Menge Menschen, auch ganz kleine Kinder, scharen sich um ihn und verrichten mit vielen Kniebeugungen ihr Abendgebet.

Lärmende Nacht wie in Gaza, Bellen der herumirrenden Hunde, Klingeln der Glöckchen unserer Maultière, Wiehern der Pferde, die an die nächsten Ölbäume gebunden sind, und von der Höhe der Moscheen leiser, ferner Gesang, den die begeisterten Muezzins zur Erde herabsenden. . . .

IV.

Mittwoch, 28. März.

Zur frischen Morgenstunde, wo Hebrons Hirten ihre Herden ins Feld führen, sind wir schon fertig. Das Lager ist abgebrochen, und wir reiten mitten im schwarzen Gewimmel der Ziegen und Zicklein, die sich über die steinigen Hügel verlieren.

Pfefferminz und andere wohlriechende Kräuter erfüllen den stillen, reinen Morgen mit Duft. Wir reiten zerstreut auf Bethlehem zu, wo wir um zwei bis drei Uhr ankommen sollen. Eine Zeitlang schwindet uns jeder Ortsbegriff. Die Gegend gleicht manchen dürren Landstrichen der Provence oder Italiens mit ihren tausend kleinen Mauern, die Weinberge oder magere Olivenbäume einschließen. Zudem verwirrt die fahrbare Straße unsere Vorstellungen. Seit gestern hatten wir nicht Zeit genug, uns daran zu gewöhnen. Schließlich werden wir noch abgelenkt durch unsere heute zum letztenmal angelegte orientalische Kleidung, die zwei nach Hebron ziehende Reisegesellschaften lebhaft beschäftigt.

Während sie große Scheiks in uns erblicken, belehrt sie ihr syrischer Führer, wir seien Moghrebiten, d. h. Männer aus dem unbestimmten

Moghreb (Westen), der für die Araber Palästinas in Ägypten beginnt und in Marokko endet. In der Tat trägt man in diesem Teile der Wüste nicht die weißen großen Leinenschleier, in die wir eingehüllt sind und die uns als vornehme Pilger aus dem Westen erscheinen lassen.

Beim Wiederauftauchen dieser modernen Reisenden und Wagen verlieren wir unser Insichgekehrtsein, die Folge der langen Wüstenwanderung. Wir erwachen aus unserm hehren, kindlichen Traume, fallen wie aus den Wolken und sind nur noch einfache Cooksreisende, mit dem erschwerenden Umstand, daß wir uns in kindlicher Laune als Orientalen verkleidet haben, und unsere Tracht wird uns mit einem Male lästig.

Die Gegend nimmt indes nach und nach einen tiefmelancholischen Charakter an! . . . Die Weinberge, die Ölbäume, die kleinen Mauern verschwinden, nur noch Dorngestrüpp und Steine, dazwischen hie und da Asphodelen und Nester von roten Anemonen und rosa Zyklamen. — Der Himmel hat sich mit perlgrauem Nebel verschleiert, der anfangs sehr dünn und sehr durchsichtig ist, sich jedoch allmählich verdichtet und das Licht trübt. Die Stunde, wo man den wenigen Touristen begegnet, die heute Hebron „abmachen", ist vorüber und wir begegnen nur noch Zügen träger Kamele oder Arabern zu Pferd, schönen, ernsten Männern, die den Salam mit uns austauschen.

Das Licht wird immer trüber unter dem dichten

Dunst, der weder eine Wolke, noch ein gewöhnlicher Nebel noch Rauch ist, sondern etwas ganz Besonderes, gleichsam eine Hülle lieblicher Traumgebilde.

Hie und da ragt eine große, verstümmelte, unverständliche Ruine empor und schaut über die traurige Verödung Judäas hin, auf das einst alle Völker den Blick wandten.

Jetzt sieht man nichts mehr als Steine; das letzte Gestrüpp ist verschwunden. Ein völlig steiniger Boden, auf dem große Steinblöcke liegen oder ragen. In diesem uralten Lande unterscheidet man kaum mehr den wirklichen Fels von den Überbleibseln menschlicher Bauten. Die Reste von Kirchen oder Festungen, von Grabhügeln oder Grabmälern sind eins mit dem Berge geworden. Von Zeit zu Zeit gähnen uns, halb verschüttet, halb vergraben, Tore von Grabstätten dicht am Rande der Straße entgegen. Wir reiten sinnend und wieder in uns gekehrt weiter und nähern uns, wie die Zeit verstreicht, mit einer Art von unsagbarem Bangen den Stätten, die heute noch Bethlehem und Jerusalem heißen. . . .

Immer öder und einsamer breitet sich Palästina in unendlichem Schweigen vor uns aus. Ohne diese wohlgepflegte Straße könnten wir uns in die Wüste zurückversetzt glauben, eine Wüste von Steinen und Zyklamen, weniger licht und nordischer als die eben verlassene.

Die großen unförmigen Ruinen, Spuren von

Tempeln, letzte Mauerreste von Kirchen der Kreuzfahrer, blicken über die öde Weite hin, wie erstaunt ob des heutigen Verfalls. Als Zeugen gläubiger Zeiten scheinen sie auf irgendein Erwachen zu warten, das Völker und Heere zum heiligen Lande zurückführen werde. . . . Aber diese Zeiten sind für ewig dahin, und die Blicke der Menschheit richten sich auf die Länder des Nordens und Westens, wo neue, schreckliche, eisige Zeiten sich ankündigen. Diese Ruinen wird niemand mehr aufrichten, und niemand wird mehr nach Palästina kommen, mit Ausnahme einiger einsamer, immer seltner werdender Pilger, oder einer gewissen Sorte blasierter Neugieriger, die schlimmere Heiligtumsschänder sind, als Sarazenen und Beduinen. . . .

Der gewaltige Dunst, der die Luft erfüllt, verdüstert immer mehr die Sonne, die bald nicht mehr sichtbar ist, und läßt die Ferne seltsam verschwimmen. Immer höher steigen die steinigen Hügel von der gleichen grauvioletten Farbe wie der Himmel, aber stets mit den gleichen runden, weichen Umrissen, an denen nichts mehr hervortritt, als wären es Wolken. In den Tälern wie auf den Höhen ist der Boden der gleiche: eine gleichförmige Lage abgesplitterter Steine, von unzähligen kleinen Löchern durchbohrt und in Farbe und Aussehen der Rinde von Korkeichen ähnlich. Und so ist es überall unter dem lichtverschleiernden Nebel, der sich von Stunde zu Stunde verdichtet. Ein perlgrauer Himmel, ein

perlgraues Land, nicht ein Baum; hier und da kleine Schäferhütten oder Ruinen, die in dieser Eintönigkeit ein paar graurosa Flecken bilden.

Im Halbdunkel der verfinsterten Sonne ahnt unser Geist mit Bangen die Nähe der heiligen Stätten. Eine ganze Vergangenheit, eine ganze persönliche Kinderzeit und ein Atavismus von Glauben lebt einen Augenblick im Grund unserer Herzen auf, indes wir wortlos und gesenkten Haupts weiter reiten und unsere Augen auf den ewigen, kleinen Blumen des Orientfrühlings ruhen, die den Straßenrain schmücken: Zyklamen, Anemonen und Pfingströschen. . . .

Die immer höheren Berge vermehren das Halbdunkel, und die mehr oder minder undurchsichtigen Dünste verändern oder vergrößern ihre Höhe. Tiefe Stille herrscht in der Tiefe des steinigen Tales, wo wir nur den Tritt unserer Pferde hören. Und plötzlich, sehr hoch vor uns, auf dem Gipfel eines der entferntesten perlgrauen Berge, zeichnet sich eine kleine graurosa Stadt ab, unbestimmt in Farbe und Umriß, wie ein Traum, fast zu hoch über der niedern Region, in der wir sind; rosa Steinwürfel mit Minaretten, Moscheen und Kirchtürmen — und unser Führer zeigt sie uns mit seiner langsamen, arabischen Bewegung und sagt: Bethlehem! . . .

Oh! Bethlehem! . . . Um dieses Wort schwebt noch so großer Zauber, daß unsere Augen sich verschleiern. . . . Ich halte mein Pferd zurück, um allein zu bleiben, denn ich weine bei der

plötzlichen Erscheinung; von unserer dunklen Schlucht aus gesehen, liegt sie auf jenen wie von Wolken gebildeten Bergen so anziehend, wie ein teures Vaterland. . . . Recht unerwartet sind diese Tränen, aber gebieterisch und unbezwinglich, unendlich wehmütig und süß zugleich: ein letztes, unaussprechliches Gebet, die letzte Anbetung der Erinnerung zu Füßen des verlorenen Trösters. . . .

„Ich tat große Dinge, ich baute Häuser, pflanzte Weinberge; ich machte mir Gärten und pflanzte allerlei fruchtbare Bäume darin, ich machte mir Teiche, daraus zu wässern den Wald der grünen Bäume."

Prediger Salomo II, 4—6.

Wir machen Mittagsrast in einem Tale bei den Zisternen des Königs Salomo, und erst gegen drei Uhr kommen wir nach Bethlehem, das hinter einer Bergwand verschwunden ist.

Wir finden die Zisternen in einem Talgrund, verlassen und traurig, wie ganz Palästina. Es sind großartige Behälter, die vor Zeiten den Sommerpalast Salomos mit Wasser versahen. Alles ist verschwunden: Palast, Gärten, Bäume; ringsum nur noch eine Steinwüste mit Asphodelen.

Doch an dem Wasserbehälter ist noch eine gewaltige Ruine stehen geblieben, ein Viereck von zinnengeschmückten Mauern aus der Sarazenenzeit, mit vier schwerfälligen, gleichfalls mit Zinnen versehenen Ecktürmen. Unter der bleichen Mittagsonne, die kaum den graulila Dunst durch-

dringt, sind zwei Seiten der Ruine rosa gefärbt, die beiden andern, im Schatten liegenden bläulich; ihre düstere, zackige Zinnenlinie bohrt sich in den Himmel hinein. Von Lücken und Spalten durchklafft, steht sie einsam und traurig da, riesig an Umfang und Höhe in diesem verödeten Land; eine Festung des großen Saladin, viele Jahrhunderte nach der Zerstörung des salomonischen Palastes erbaut und jetzt auch eine Ruine.

Ein kleiner Araber, noch ein Kind, reitet auf einem Dromedar aus der Festung durch einen monumentalen Rundbogen heraus und macht uns seinen ehrerbietigen Salam, als seien wir Scheiks aus dem Moghreb. Wir lagern uns mit unsern Pferden im Schatten der hohen Mauern.

Zwei andere Gruppen kommen bald darauf und setzen sich gleichfalls in den Schatten der gewaltigen Mauerflächen. Es sind vier griechische Priester, die eine archäologische Reise machen und auf dem Gras ein karges Frühstück verzehren, sowie einige maronitische Frauen, die mit Kindern von Bethlehem gekommen sind und Orangen und Nargilehs mitgebracht haben.

Welch trübe, seltsame Sonne heute an dem orientalischen Himmel, und wie wehmütig stimmt dieser Ort!

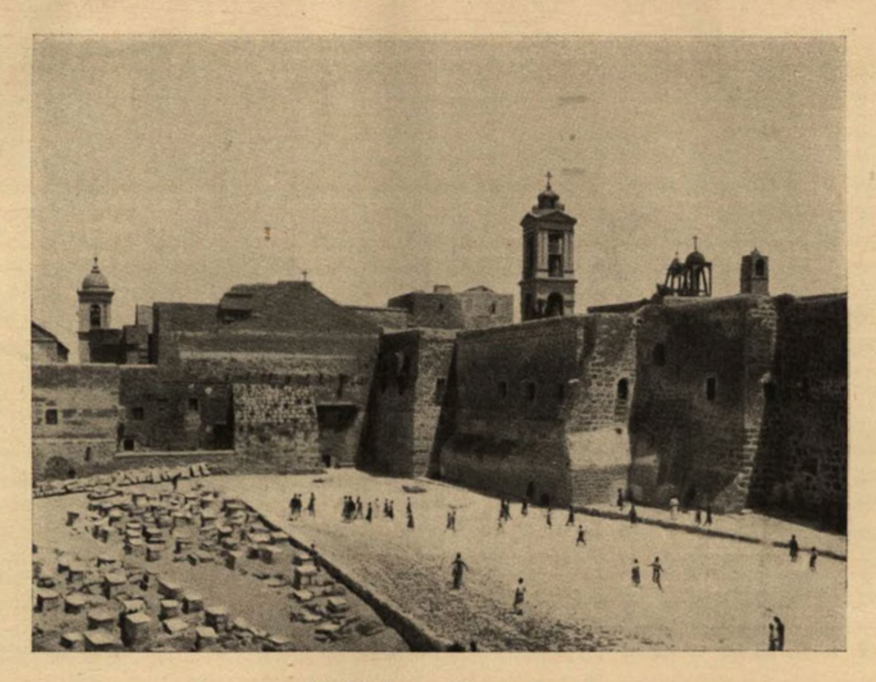
Während unserer Rast ertönt ein lautes Frühlingskonzert der Frösche aus den Zisternen Salomos. Wir lehnen uns über den ehrwürdigen Rand, um sie zu sehen; sie sind handgroß, und das Schilf biegt sich unter ihrer Last.

Gegen drei Uhr, als die Sonne endlich aus den Morgennebeln hervorgetreten ist und heiß brennt, kommen wir auf staubiger Landstraße in Bethlehem an. Unser Lager wird am Eingang der Stadt und am Straßenrand in einem der Olivengärten aufgeschlagen, die man den durchziehenden Fremden überläßt, und wir reiten durch die Straßen der Stadt. Selbstverständlich ist nichts mehr von dem ersten Eindruck geblieben. Er war nicht irdisch und ist auf ewig entflohen. . . . Bethlehem bleibt trotzdem, wenigstens in gewissen Vierteln, eine Stadt des alten Orients, die unsere Augen ergötzt.

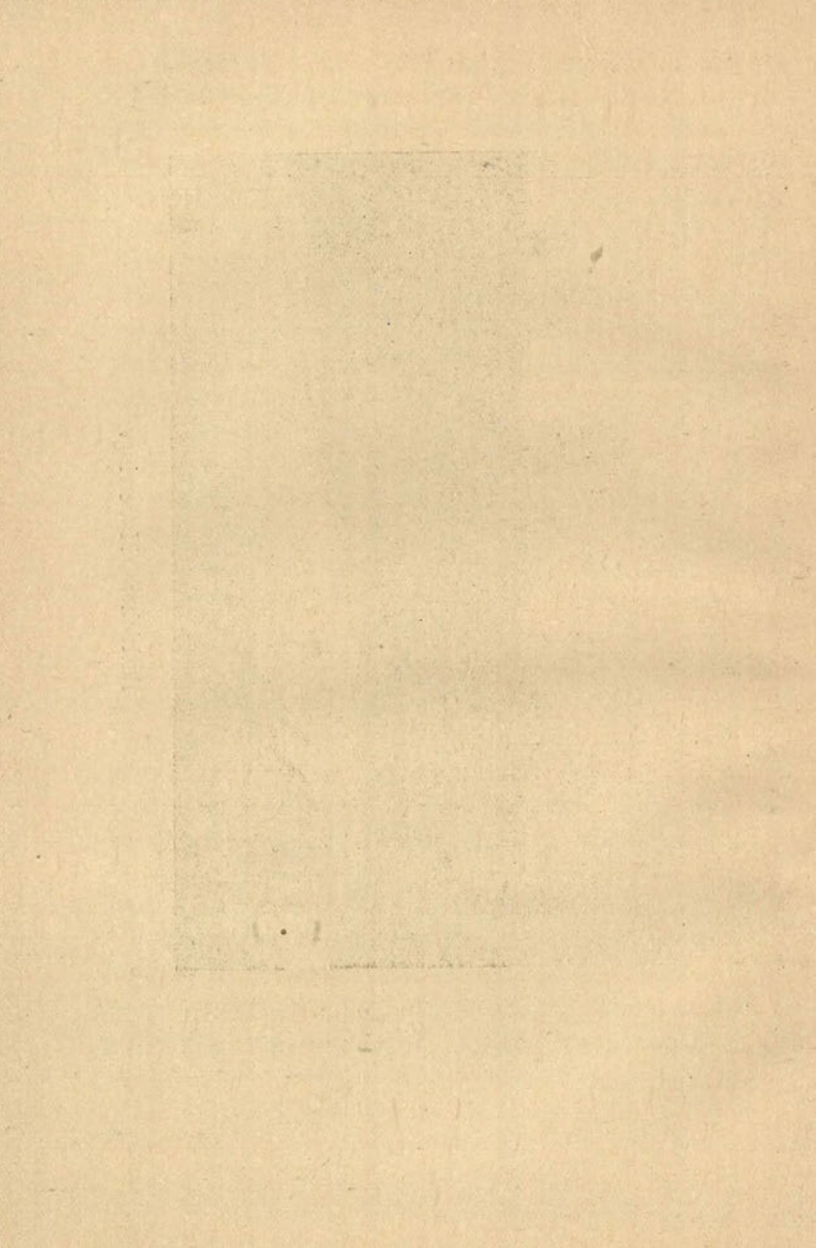
Wie in Hebron Steinwürfel und Steingewölbe, denen die Dächer zu fehlen scheinen. Ein paar enge, dunkle Gassen, in denen die Füße unserer Pferde auf großen, glänzenden Pflastersteinen ausgleiten; hohe, nackte Mauern, die alt wie Herodes sein müssen, mit spärlichen kleinen Bogenfenstern.

„Ah! Moghrebiten!“ rufen die vor ihren Türen sitzenden Syrier und gaffen uns an. Zwischen den Häusern fällt der Blick hin und wieder auf den gegenüberliegenden Abhang des Berges, der die Stadt trägt, und man sieht Gärten und Obstgärten in endlosen Terrassen.

Die Schönheit und die Tracht der Frauen verleiht Bethlehem einen eigenen Reiz. Sie sind weiß und frisch, mit regelmäßigen Zügen und schwarzen Sammetaugen, tragen einen hohen, steifen, mit Gold- und Silberflittern bestickten



Bethlehem, Mauerring.



Kopfputz, ungefähr wie die Frauenhauben unseres Mittelalters, und sind in einen großen weißen Musselinschleier von nonnenhaften Falten gehüllt. Ihre Jacke von leuchtender Farbe, mit altertümlichen Stickereien geschmückt, hat Ärmel bis zum Ellbogen, aus denen die langen, spitz zugeschnittenen Pagodenärmel des Unterkleides (in der Art des XV. Jahrhunderts) hervorkommen. Dies Unterkleid fällt bis zu den Fersen grade herab und ist gewöhnlich von dunkelgrüner Farbe. In dieser Kleidung vergangener Zeiten schreiten sie langsam, aufrecht und edel dahin — bei alldem von kindlicher Schönheit, alle in ihrem weißen Schleier, der eine seltsame Ähnlichkeit mehrt, besonders wenn sie ein kleines Kind im Arm tragen. An jeder Ecke der alten dunklen Gassen glaubt man, die Jungfrau Maria erscheinen zu sehen, — die Jungfrau unserer alten Meister. . . .

Wagen von Cooks Reisebüro, Droschken mit Touristen, vor denen man sich unter die Torwege zurückziehen muß; ein widerliches, französisches Ladenschild: „Hier werden Andachtsgegenstände zu billigen Preisen angefertigt!" — Endlich steigen wir auf dem großen Platze von Bethlehem ab, den die Kirche der heiligen Geburt mit ihren ernsten Mauern abschließt. Wir sehen Gasthöfe, Restaurants und europäische Läden, deren Fenster voller Rosenkränze hängen. Es gibt einen Droschkenhalteplatz und eine Menge jener schamlosen

Wesen, die die Reisenden berufsmäßig ausbeuten. . . .

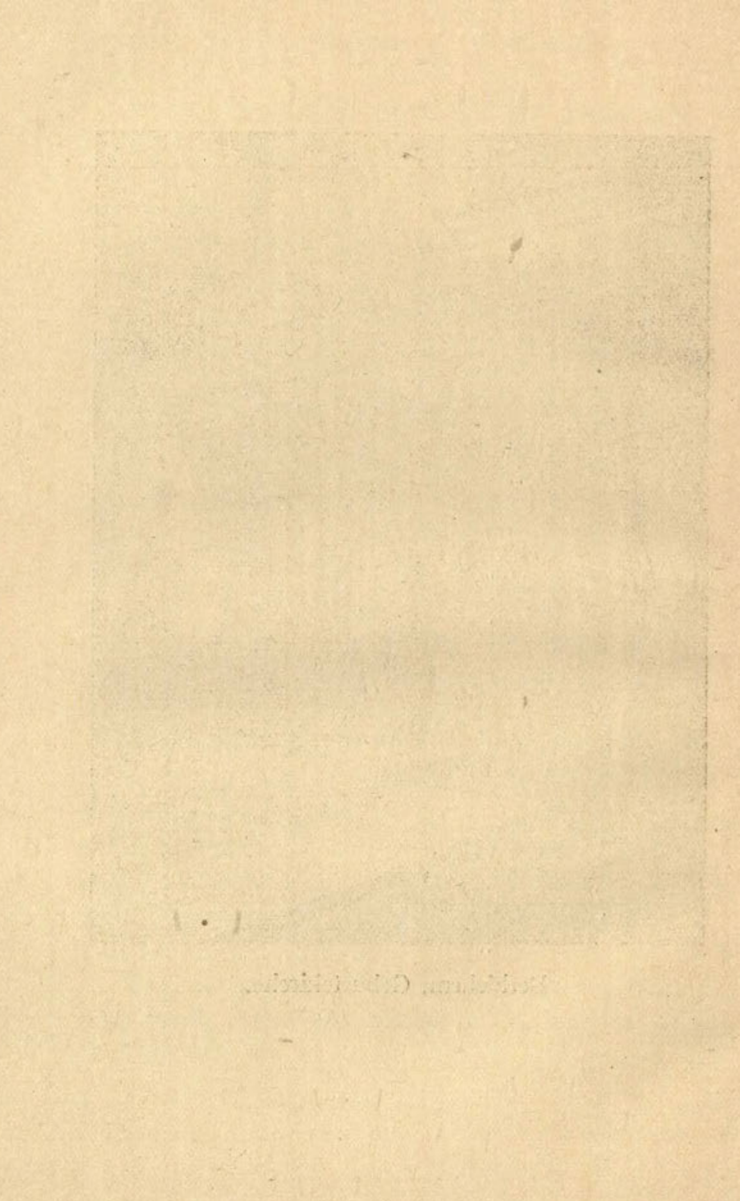
Nur in kleinen Gruppen und der Reihe nach wird man in die Kirche und die Grotte der heiligen Geburt eingelassen. Sie stößt an ein Franziskanerkloster, deren Mönche die Führer an dieser heiligen Stätte sind.

Wir werden von italienischen Mönchen empfangen; ihre Sprache und ihre Gebärden sind gewöhnlich; sie bieten uns Sitze in einem Wartesaal an, und wir sind allein. In der Mitte des Saales steht ein Eßtisch, der mit grobem Wachstuch und mit großen geleerten Wein- und Biergläsern bedeckt ist. An den Wänden Öldruckbilder, die irgend etwas darstellen, ich glaube, die Königin von England und den Kaiser von Österreich . . . Wo sind wir? In welcher Vorstadtkneipe? — Man hatte uns vorbereitet, wir waren auf Entweihungen gefaßt, aber nicht darauf . . . Der strahlende Name Bethlehem fällt unbarmherzig zu unsern Füßen! In eisiger Kälte stürzt alles zusammen . . . Wir bleiben kalt und schweigsam sitzen, mit grenzenloser Traurigkeit und hochmütigem Ekel . . . Ach! warum sind wir hergekommen? . . . Warum sind wir nicht sofort umgekehrt . . . Zurück in die Wüste, wo uns Bethlehem aus der Tiefe der Täler so geheimnisvoll hold erschienen war!

Endlich ist die Reihe an uns. Man ruft uns, man führt uns in die Grotte, in welcher der Heiland geboren ist. . . .



Bethlehem, Geburtskirche.



In dem Kreuzgang gehen wir an Leuten vorüber, die zurückkommen. Es sind russische Pilger, deren Augen mit Tränen gefüllt sind, aber vor allem geschwätzige Touristen mit dem Baedeker in der Hand. . . . Mein Gott, ist denn hier so etwas möglich? Dieser allem Volk preisgegebene Ort ist die Kirche von Bethlehem? . . .

Die Kirche ist dreiteilig, römisch, griechisch und armenisch; diese drei getrennten, feindlichen Teile sind miteinander verbunden, aber ein türkischer Offizier mit bewaffneten Soldaten geht von einem zum andern, hält die Ordnung aufrecht und verhütet die Schlägereien zwischen den Christen der verschiedenen Bekenntnisse.

Die darunter befindliche Grotte ist jetzt ganz unterirdisch. Sie ist höchstwahrscheinlich, wie es die Überlieferungen des zweiten Jahrhunderts bezeugen, der Ort, wo Christus geboren wurde; denn früher lag sie am Eingang des alten Bethlehem und diente den armen Reisenden, die keinen Platz im Gasthofe fanden, als Unterschlupf.

Zwei Treppen führen hinunter, die eine für die Römischkatholischen und Armenier, die andere für die Griechen; das enge Tor ist aus weißem Marmor. Alle Wände sind beschmutzt und zerstoßen durch die Tausende, die gruppenweise oder in Prozession seit den ersten Jahrhunderten des Christentums hergekommen sind. Die Grotte hat eine Menge kleiner Abteilungen und kleiner

Gänge, in denen Altäre stehen und Lampen brennen. Die unregelmäßige Wölbung des feuchten sickernden Felsens blickt hier und da durch die Draperien von verblaßter Seide. Überall gemeine Vergoldungen, dürftige Gemälde und gewöhnliche Öldruckbilder. Wir erwarteten wenigstens altertümlichen Luxus, Glanz, eine Häufung von Gold, wie in der Krypta des Sinaiklosters; aber nein! Nichts! Bethlehem wurde so oft geplündert und wieder geplündert, daß dort alles armselig und häßlich, aber kaum alt ist.

„Hier ist das Kind geboren," erklärt der Mönch; „hier wurde es in die Krippe gelegt; hier knieten die drei Weisen; hier stand der Ochs und der Esel . . ."

Zerstreut, mit verschlossenem Geiste und kaltem Herzen, hören wir ihm kaum zu; es drängt uns hinaus. . . .

Über der Grotte sind die drei Kirchen, in denen zu gleicher Zeit gesungen und Gottesdienst gehalten wird, je nach dem verschiedenen Kirchengebrauch und mit Haß gegen den Nachbar. Sie sind wie jede andere Kirche: in der griechischen, vor dem antiken, ganz vergoldeten Tabernakel hält uns ein rascher, religiöser, halb heidnischer Eindruck einen Moment auf; ein uralter Pope steht in einer Wolke von Weihrauch und singt schnell, mit lauter, näselnder Stimme; bei jedem neuen Vers fällt die Menge nieder und erhebt sich wieder: Frauen aus Bethlehem, alle mit der goldgestickten, hohen Haube und dem Ma-

donnenschleier, bekehrte Araber mit Augen voll naiven Glaubens, die ihre Turbane bis zur Erde neigen. . . .

Wir eilen fort durch eine vierte Kirche. Sie ist prächtig und ehrwürdig vor allen, aber leer, verlassen, und dient den andern als Vorhalle: sie wurde von der heiligen Helena begonnen und um 330 vom Kaiser Konstantin vollendet. Achthundert Jahre später, zu Weihnachten 1101, wurde hier Balduin I. als König von Jerusalem gesalbt. Sie ist eine der ältesten christlichen Kirchen, um zweihundert Jahre älter als die Basilika vom Sinai. Von Saladin und von allen arabischen Siegern verschont, wunderbar vor allen Zerstörungen bewahrt, hat sie erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts wirklichen Schaden genommen: die damaligen Griechen vermauerten den Chor, um daraus ihre jetzige, armselige Kirche zu machen. Sie ist von einfacher und eleganter Größe; mit ihrer vierfachen Reihe schlanker, korinthischer Säulen hat sie etwas vom alten Griechenland bewahrt. Auf den Wänden des Schiffes über den Akanthuskapitellen sieht man noch einen Teil der Verkleidung mit Goldmosaik, die der „Seigneur Amaury, Großkönig von Jerusalem“, zu Ende des zwölften Jahrhunderts anbringen ließ. Der Weihrauch der benachbarten Altäre durchduftet sie leise, und das ferne Psalmodieren ist zum Murmeln herabgedämpft.

Jetzt bleibt uns in dem entweihten Bethlehem nichts mehr zu sehen übrig, und es drängt uns,

weiter zu reisen. Auf dem Platze steigen wir wieder zu Pferde, um in unser Lager zurückzukehren. Wir entfliehen den Händlern mit Kreuzen und Rosenkränzen, die uns an den Burnussen zupfen, und den Führern, die uns mit ihren Karten verfolgen. Wir reiten ab und nehmen bittere Reue mit, daß wir gekommen sind. Im Herzensgrunde fühlen wir die Kälte einer nicht wieder gut zu machenden Enttäuschung. . . .

Am Abend jedoch, in der durchsichtigen Dämmerung, als wir vor unsern Zelten, an die kleine Mauer unseres Ölgartens gelehnt, vor uns hinträumen, da werden wir langsam und auf merkwürdige, fast liebliche Weise uns wieder bewußt, wo wir sind. . . .

Ein wenig rückwärts, dort zur Rechten, zeigen die ersten viereckigen, dachlosen Häuser Bethlehems allein schon an, daß wir in Judäa sind. Unter uns ein weites Panorama, das zuerst in die Tiefe herabsinkt, um sich in der Ferne wieder zu hohen, übereinander gestuften Berggründen zu heben — eine friedliche, schwermütige Landschaft von Ölbäumen und Steinen, — besonders von Steinen, grauen Steinen, die mit ihrer blassen Farbe wie Dunst aussehen, sobald der Tag sinkt. Und alles beherrschend, in unbestimmter Ferne, die große, blaue Linie der Berge von Moab auf der andern Seite des toten Meeres.

Überall hört man das Geläute der vom Felde heimkehrenden Herden und in der Ferne die Klosterglocken. . . . Die Herden ziehen an uns

vorüber mit ihren Hirten; es ist ein fast biblischer Zug, der unter unseren Augen in immer gedämpfterem Lichte vorbeiwandert.

Sehr unerwartet kommen etwa fünfzig Kinder tanzend vorüber; sie singen das alte französische Lied: „Au clair de la lune". Es ist eine christliche Schule, die vom Spaziergang heimkehrt, kleine, bekehrte und nach europäischem Schnitt gekleidete Araber. Die Mönche, die sie geleiten, singen dasselbe Lied und tanzen wie sie. Es scheint seltsam, aber es ist harmlos und lustig. Dann setzt sich der ernste, biblische Zug der Herden und Hirten fort. . . .

Die Einzelheiten der weiten, vor uns ausgebreiteten Gegend verschwimmen in der hereinbrechenden Dämmerung; bald sieht man nur noch die großen Linien des Horizontes, die gleichen wie zur Zeit der Kreuzzüge und des Heilandes. Und hier, in diesem ewigen Anblick, liegt noch die große Erinnerung . . . Bethlehem! . . . Bethlehem! . . . Der Name beginnt wieder im Grund unserer aufgetauten Seele zu singen. . . . Und in dem Halbdunkel scheinen die Zeiten wieder still dahinzufließen und uns mit sich fortzureißen.

Auf der Straße ziehen noch die Ackersleute und Hirten wie altertümliche Schattenbilder auf dem großen Hintergrunde der Täler und Berge vorbei; alle Feldarbeiter wandern der Stadt zu. Ihre Kinder am Hals oder nach ägyptischer Art auf der Schulter tragend, gehen langsam in ihren

langen Schleiern, mit den langen Ärmeln die Frauen von Bethlehem vorüber. . . .

Bethlehem! . . . Der Name singt jetzt überall, in uns wie in unserer schwermütigen Umgebung. Beim Geläute der Herden, dem Klang der Kirchenglocken scheint die Zeit plötzlich um achtzehn Jahrhunderte verjüngt . . . Und dort! sollte man nicht glauben, die Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde im Arm komme auf uns zu? Kaum einige Schritte von uns bleibt sie stehen und lehnt sich an den Stamm eines Ölbaumes, mit gesenktem Blick, in der ruhigen, edlen Haltung der Madonna: eine ganz junge Frau mit reinen Zügen, blau und rosa gekleidet, in langem, weißem, faltigem Schleier. Andere heilige Frauen kommen ihr nach, ruhig und edel in ihren wallenden Gewändern; alle tragen die hohe Haube mit Schleier. Sie bilden eine ideale Gruppe, vom letzten Schimmer der untergehenden Sonne gestreift. Sie sprechen mit unsern schlichten Maultiertreibern und lächeln ihnen zu, bieten ihnen Wasser für uns aus ihren Krügen und Orangen aus ihren Körben an.

Unter dem Zauber des Abends kommt nach und nach wieder stiller Frohsinn über uns, und wir fühlen nur Nachsicht, entschuldigen und finden annehmbar, was uns anfangs empört hatte. Mein Gott! Auf die Entweihungen, die unschuldigen kleinen Geschmacklosigkeiten in der Grotte hätten wir gefaßt sein müssen, sie nicht so hochmütig mit unsern verfeinerten Sinnen verachten sollen.

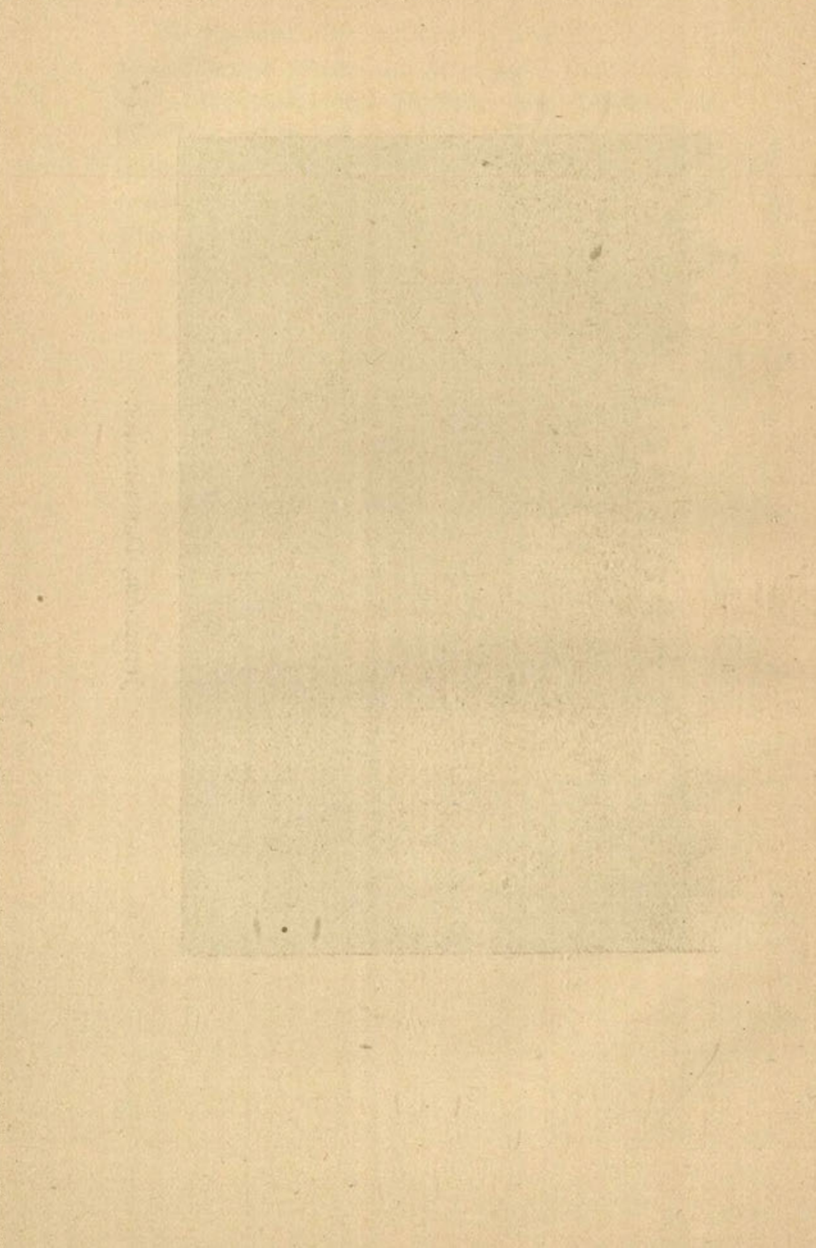
Die tausend Kapellchen, die Vergoldungen, die groben Bilder, die Rosenkränze, die Kerzen, die Kreuze, das alles entzückt und tröstet die unzählige Menge der Einfältigen, für die Jesus auch die unsterbliche Hoffnung gebracht hat. Wir, die Christus nur durch die Evangelien zu sehen gelernt haben, machen uns vielleicht von ihm ein weniger getrübtes Bild, als diese Pilger, die wir in der Gruft vor den kleinen Lampen seiner Altäre knien sahen; allein das große Rätsel seiner Lehre und seiner Sendung bleibt für uns eben so undurchdringlich. Die fast hundert Jahre nach ihm geschriebenen Evangelien entstellen ihn uns gewiß noch recht seltsam, so herrlich sie auch sind. Das geringste Dogma ist für unsern menschlichen Verstand ebenso unbegreiflich, wie die Kraft der Skapuliere und Medaillen: mit welchem Recht also dürfen wir diese Armseligkeiten so verachten?

Sehr weit hinter all dem — abgrundtief entfernt, wenn man will — steht immer noch Christus, unerklärbar und unauslöschlich. Er, der die Demütigen und die Kinder zu sich kommen ließ, er würde, wenn er diese halbheidnischen Gläubigen zu sich pilgern sähe, diese aus dem fernen Rußland herbeigekommenen Bauern mit der Kerze in der Hand und die Augen voller Tränen, ihnen gewiß seine Arme öffnen, um sie aufzunehmen . . . Ja! nun betrachten wir mit unparteiischer Milde diese einzige Stätte der Welt, die Kirche von Bethlehem, die stets von Weihrauch und vom Murmeln der Gebete erfüllt ist.

Bethlehem! Bethlehem! ... Eine stillere Nacht als anderswo nimmt uns jetzt auf. Die Stimmen, die Glöckchen der Herden, das Geläute der Glocken, alles ist verstummt. Mit unendlicher Andacht steigt ein Lobgesang ohne Worte aus der uralten Gegend, aus den steinigen Tälern zu den Sternen am Himmel empor. . . .



Jerusalem, Damaskustor.



V.

Donnerstag, 29. März.

Unser Einzugstag in Jerusalem! Der Tag, den wir uns auf unserem vierzigtägigen Zug durch die Wüste im voraus ausmalten, wie in alten Zeiten die Pilger.

Ein grimmiger Wind weckt uns schon vor Sonnenaufgang. Ohne die schützenden Ölbäume wären unsere Zelte weggeweht worden.

Rasch müssen wir uns ankleiden, unsere Zelte zusammenlegen, unser Gepäck zusammenschnüren, und nun stehen wir an einem kalten, unfreundlichen Morgen draußen auf den Steinen der Gartenmauer am Wegrain. Dann steigen wir mit nomadischer Unordnung, zwei Stunden früher, als geplant war, zu Pferde, um in der heiligen Stadt Schutz zu suchen.

Die Sonne geht auf, bleich und düstergelb, eine Sonne, die Sturm anzeigt, zwischen drohenden Wolken hinter Staub- und Sandwirbeln.

Eine Stunde geht es abwechselnd durch Staubwirbel und Regengüsse, unter Windstößen, die unsere Burnusse wie Flügel aufblähen und uns die Mähnen unserer Pferde wie Peitschenhiebe ins Gesicht schlagen . . .

Fernab zeigt sich auf öden, steinigen Bergen

eine große Stadt, ein Gewirr einzelner Gebäude, Klöster und Kirchen aller Stilarten und Länder. — Durch den Regen und den peitschenden Staub sieht man das alles noch unklar, und von Zeit zu Zeit wird es von vorüberziehenden, dicken Wolken verdeckt.

Links in den Bergen nur enttäuschende, gewöhnliche Gebäude; rechts jedoch ragt noch das alte Jerusalem, wie auf den Bildern der alten Meßbücher. Jerusalem, unter allen Städten erkennbar, mit seinen düstern Mauern, seinen gewölbten Steindächern; Jerusalem, finster und stolz, von gezackten Mauern umgürtet, unter schwarzem Himmel! Während eines heftigen Windstoßes fährt pfeifend die Eisenbahn vorüber; sie macht mein Pferd scheu und bringt meine schon vom Winde zerstreuten Gedanken vollends in Verwirrung. . . .

Wir kommen in einen tiefen Einschnitt am Fuß einer aufwärtssteigenden Straße, zwischen dem kläglich alltäglichen Haufen von Gebäuden, die den Hügel zur Linken bedecken: Gasthöfe, Fabriken, Bahnhof, — und den finstern Zinnenmauern auf dem Hügel zur Rechten. Leute aller Nationen versperren den Weg: Araber, Türken, Beduinen, aber besonders Gesichter aus dem Norden, die wir hier nicht erwarteten, lange, helle Haare unter Pelzmützen, russische Pilger, arme in Lumpen gehüllte Mushiks.

Endlich nahen wir der Stadt mit den hohen Mauern, die uns mit ihren Türmen, ihren Zinnen,

ihrer ganzen, seltsam schwermütigen Masse überragt; wir reiten hinan inmitten des Menschengedränges, auf dem glorreichen Wege der Belagerungen und Schlachten, wo so viele Kreuzfahrer für ihren Glauben gefallen sind. . . . Momente tiefer Bewegung, bei denen es uns zum Bewußtsein kommt, wo wir sind; doch sie sind flüchtig, verwirrt und durch den Lärm, den Wind, die Nähe der Lokomotiven und der Reisebüros bald verscheucht. . . . Droben angelangt, ziehen wir völlig unbewußt durch das große Spitzbogentor von Jerusalem ein, in der blinden Hast, bei dem plötzlich herabströmenden, eiskalten Regenguß ein Unterkommen zu finden. . . .

VI.

Freitag, 30. März.

Regen, Regen in Strömen, unaufhörlicher Regen hatte uns am gestrigen Tage von unserer Ankunft bis zum Abend zu Hause gehalten.

Heute derselbe Regen unter nordischem Himmel. Das Gefühl, in Jerusalem zu sein, ging in der Alltäglichkeit eines Touristenhotels verloren, wo wir am Feuer sitzen, wo wir Kleidung und Gewohnheiten des Westens wieder angenommen haben. Die Erinnerung, gestern in eine düstere Stadt auf vom Winde gepeitschten Pferden durch ein altes Sarazenentor eingezogen zu sein, dünkt uns ein Traum.

In einem banalen Gasthofssaal sitzen wir mit Amerikanern und Engländern, betrachten die Illustrationen der neuesten europäischen Zeitschriften und erfahren ohne großen Anteil die nichtigen Begebenheiten, die sich während unserer Nomadenzeit zugetragen haben. Indes preisen uns syrische Händler ihre „Artikel von Jerusalem" an und drängen uns Andachtsgegenstände aus Holz oder Perlmutter auf: Gethsemane, das heilige Grab, den Calvarienberg. Ist es wirklich Wahrheit? Dies alles dicht bei uns — in dieser Stadt? . . .

Wegen des trostlosen Himmels, der sich nicht aufklärt, verschieben wir unsern Ausgang auf später. Übrigens verspüren wir keine Eile; unbewußt vielleicht hält uns die Furcht vor großen Enttäuschungen zurück. . . .

Am Abend verlassen wir zum erstenmal den Gasthof. Der Generalkonsul von Frankreich kam, um uns mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit, zwischen zwei Regenschauern, zu den Dominikanern zu führen. Sie wohnen nahebei außerhalb der Mauern, und würden, wie er sagte, auf seine Bitte hin gern bereit sein, uns kundige Führer in der heiligen Stadt zu sein.

Eine Vorstadt, alltäglich wie der Hotelsaal und vom Regen alsbald mit seinen grauen Schraffierungen gezeichnet. — Während eines hellen Augenblicks bewundern wir im Vorübergehen das Tor nach Damaskus, das düsterste und erlesenste der Sarazenentore. Sein Rundbogen durchbricht die hohe düstre Mauer; rechts und links springen finstere Türme vor; es ist von lauter spitzen Steinen bekrönt und umgeben, wie von Lanzenspitzen. Hoch und geheimnisvoll, hat es heute unter dem Firnis des rieselnden Wassers eine intensive Farbe von alter, mit Grünspan bedeckter Bronze. An seinem Fuße gruppieren sich schwärzliche, sehr niedere Beduinenzelte; dahinter erscheint eine Ecke des alten Jerusalem; eine vorspringende Ecke zinnenbedeckter Wälle, die kuppelgekrönte Häuser umschließen, springt unter dem Regenhimmel bis in die Steinwüste hinaus.

Das Ganze ist von derselben grünlichen Bronzefarbe, wie das Tor selbst, und erscheint dadurch tausendjährig, verlassen und ausgestorben; aber das ist Jerusalem, das Jerusalem, das wir auf ehrwürdigen alten Bildern gesehen haben. Nach dem Anblick der neuen, schrecklichen Vorstadt, in der Fabrikschlote qualmen, könnte man an eine heilige Erscheinung glauben. . . .

Die weißen Dominikaner empfangen uns in ihrem kleinen klösterlichen Sprechzimmer. In ihren Zügen liegt der den Mönchen eigene Ausdruck heiterer Weltabgeschiedenheit; man fühlt sofort, daß man es mit Männern aus der besten Gesellschaft und mit Gelehrten zu tun hat.

In ihrem Garten, wohin sie uns während eines kleinen Sonnenblickes führen, haben sie tiefe Ausgrabungen veranstaltet und wertvolle Ruinen entdeckt. Der Boden Jerusalems, so oft er bei Belagerungen, Stürmen und Zerstörungen durchwühlt und umgekehrt ist, birgt noch viele unbekannte Trümmer und Denkmäler.

Dreihundert Meter vor dem Tore nach Damaskus wurde der heilige Stephanus auf einem Acker gesteinigt. Die Kaiserin Eudoxia ließ dort dem Märtyrer eine Kirche bauen. Auf diese Angaben hin gruben die Mönche nach und fanden die Überreste der Kirche, ihren noch wohl erhaltenen schönen Mosaikboden und die Sockel der Marmorsäulen, sämtlich einen Fuß über der Erde abgebrochen. Der furchtbare Chosroës,

jener große Christenverfolger, hat gegen die Mitte des siebenten Jahrhunderts diese heilige Stätte zerstören lassen. Dicht dabei sieht man noch die Grundsteine der schlichten Kapelle, die die Kreuzfahrer später zu Ehren des heiligen Stephanus errichteten. Auch sie wurde zerstört, als der Sarazenenstrom sich über Jerusalem ergoß. — Alle diese glorreichen Überbleibsel liegen vor uns, vom Regen durchnäßt, inmitten des neuen Schutts, noch mit der Erde vermischt, die sie Jahrhunderte lang behütet und verborgen hatte. Eine Weile sammelt sich unser Geist, erfaßt die Übereinanderschichtung der Zeiten, und die gewaltige Vergangenheit bedrückt ihn. . . .

Wieder ein Regenguß, der den Marmor und die Mosaiken der Kaiserin Eudoxia überspült. Wir laufen davon und suchen Schutz in den Gräbern, die die Mönche in ihrem Garten entdeckt haben. Es ist eine kleine unterirdische Totenstadt mit reihenförmig übereinander gebauten Gräbern, in denen zweitausendjährige Gebeine zerfallen. Heute begraben die Dominikaner hier die Toten ihres Klosters, grübelnde Christen unserer Zeit, die nun neben ihren Brüdern der ersten Jahrhunderte schlafen.

Abends nimmt uns wie gestern unser banales Hotel auf. Beim Feuer, zwischen illustrierten Zeitungen, Touristen und Rosenkranzhändlern denken wir an das kleine Stück Jerusalem, das uns der Zufall eines ersten Ausgangs gezeigt hat, und unsere Gedanken richten sich auf das

heilige Grab, auf Gethsemane, die ganz nahe sind. Wir haben schon zwei Tage in der aufregenden Nähe verloren, geteilt zwischen Wunsch und Bangen, sie zu sehen, bei dem traurigen Regen, der nur zu fallen scheint, um uns einen Vorwand zum Aufschub zu geben.

VII.

Samstag, 31. März.

Endlich wird der Regen aufhören. Der Himmel tröpfelt sich traurig ab und zeigt die ersten, blauen Risse. Es ist feucht und kalt; überall längs der alten Mauern rieselt das Wasser. Zu Fuß, mit irgend einem Araber als Führer, verlasse ich allein das Hotel, um endlich das heilige Grab zu sehen. Es liegt in der entgegengesetzten Richtung des Dominikanerklosters, fast im Herzen Jerusalems. Der Weg führt durch kleine, enge, gewundene Gassen, deren Häuser, ohne Fenster und Dächer, alt wie die Kreuzzüge scheinen. Auf dem nassen Pflaster, unter dem noch düstern Himmel wandeln die Trachten des Orients: Türken, Beduinen oder Juden, und gespenstisch drapierte Frauen, Mohammedanerinnen in dunklen Schleiern und Christinnen in weißen.

Die Stadt ist sarazenisch geblieben. Zerstreut sehe ich, daß wir durch einen orientalischen Bazar kommen, vor dessen Buden turbanbedeckte Verkäufer stehen. Durch das Halbdunkel der überdeckten Gassen kommt eine Reihe träger, riesiger Kamele, und wir müssen uns unter die Türen zurückziehen. Dann wieder heißt es sich seitwärts

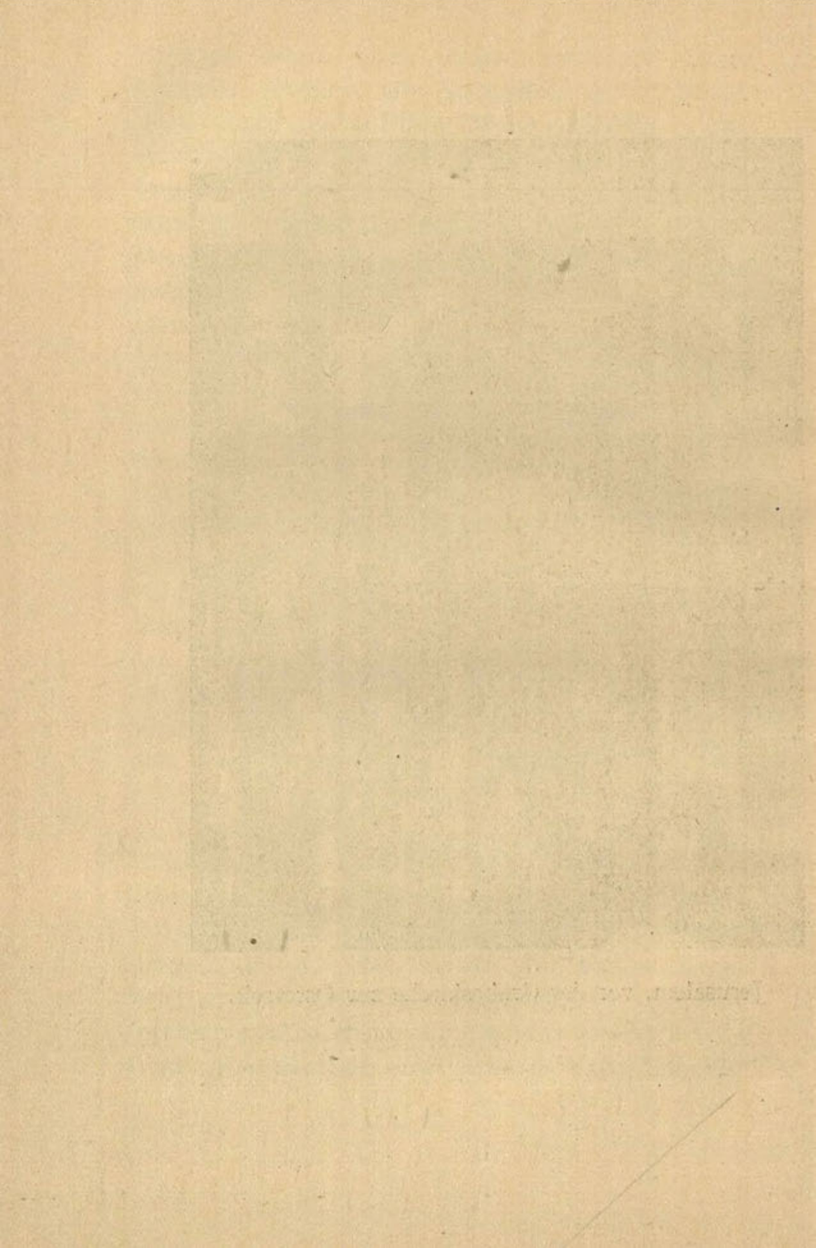


drücken wegen eines langen seltsamen Zuges russischer Frauen; alle, wenigstens sechzigjährig, gehen rasch und auf ihre Stöcke gestützt; — alte verblichene Kleider, alte Regenschirme, alte pelzbesetzte Jacken, müde, leidende Gesichter, von schwarzen Tüchern umrahmt; ein trauriges, düsteres Bild in dem bunten Orient. Sie laufen mit aufgeregten und zugleich erschöpften Schritten, ohne sich umzusehen, alles beiseite stoßend, wie hypnotisiert, mit starrer Miene und weitgeöffneten Augen, die einen seligen Traum sehen. Hunderte von Mushiks folgen ihnen, im Auge die gleiche Verzückung; alle sind alt und schmutzig, mit langen grauen Bärten und Haaren, die unter der Pelzmütze hervorquellen. Viele tragen Kriegsmedaillen auf der Brust, ein Zeichen, daß es alte Soldaten sind. Gestern betraten sie die heilige Stadt, und nun kommen sie vom ersten Besuche der Andachtsstätte, wohin auch ich nun gehe, — Tausende von armen Pilgern, die zu Fuß hierher wandern, die im Freien unter Schnee und Regen schlafen, Hunger leiden und Tote auf dem Wege zurücklassen. . . .

Je näher wir kommen, desto mehr machen die orientalischen Gegenstände in den Buden christlichen Andachtsgegenständen Platz: zahllosen Rosenkränzen in dichten Strähnen, Kreuzen, Ampeln, Bildern oder Ikonen. Die Menge drängt sich; andere Pilger, alte Mushiks und alte Matuschkas stehen herum und kaufen schlichte hölzerne Rosenkränze oder kleine Kruzifixe für



Jerusalem, vor der Grabeskirche zur Osterzeit.



einen Groschen, um sie als ewig geweihte Reliquien mitzunehmen. . . .

Endlich öffnet sich in einer alten, kahlen Mauer ein unförmiges, ganz schmales, niedriges Tor, und auf abwärts führenden Stufen kommt man auf einen von hohen düsteren Mauern umschlossenen Platz vor der heiligen Grabeskirche.

Es ist üblich, auf diesem Platze, sobald man das heilige Grab erblickt, das Haupt zu entblößen, auch wenn man nur über den Platz will, um weiter in die Stadt zu gehen. Es wimmelt hier von Bettlern und Bettlerinnen, die singend um Almosen bitten; von betenden Pilgern, von Kreuz- und Rosenkranzhändlern, die auf den alten, abgenutzten, ehrwürdigen Steinplatten ihre Waren ausgelegt haben. Zwischen dem Pflaster und den Stufen sieht man noch die Sockel der Säulen früherer Kirchen, die zu unbestimmten, fernliegenden Zeiten zerstört wurden, wie die Kirche des heiligen Stephanus. In dieser Stadt, die zwanzig Belagerungen aushalten mußte und vom Fanatismus jeder Art verheert wurde, wandelt man auf Trümmerbergen.

Die hohen Mauern von rotbraunem Stein auf beiden Seiten des Platzes sind Klöster oder Kapellen — sie sehen aus wie Festungen. Im Hintergrunde, höher und düsterer noch, erhebt sich eine abgebröckelte brüchige Mauermasse: die Vorderseite des heiligen Grabes, mit dem Aussehen und der Unregelmäßigkeit eines großen Felsens. In der Mitte zwei riesige Portale des

12. Jahrhunderts mit Zieraten von seltsamer Altertümlichkeit; das eine ist vermauert; durch das andere, weit offne, erblickt man in dem dunklen Innern tausende von kleinen Flammen. Gesänge, Geschrei, mißtönendes, traurig anzuhörendes Wehklagen dringt dort zugleich mit dem Weihrauchsduft heraus. . . .

Nach Durchschreiten des Tores befindet man sich in dem altehrwürdigen Dunkel einer Art Vorhalle, in der man wunderbare, von zahllosen Lampen erleuchtete Tiefen erblickt. Türkische Wachen, wie zu einem Blutbade bewaffnet, halten diesen Eingang militärisch besetzt. Wie Herrscher sitzen sie auf breiten Diwans und sehen die Anbeter dieser Stätte vorüberziehen, die für sie noch immer ein Schandfleck für das mohammedanische Jerusalem ist und den die Eiferer noch immer el Komamah (den Unrat) nennen.

Oh! dieser unerwartete, unvergeßliche Eindruck! Zum erstenmal hier einzutreten! Ein Labyrinth dunkler Kapellen aus allen Zeiten, von allen Arten, untereinander durch Maueröffnungen, prächtige Hallen und Säulengänge oder durch kleine heimtückische Türen, Keller und Höhlenlöcher verbunden. Die einen sind überhoch wie Emporen, auf denen man in unbestimmter Ferne Gruppen von Frauen in langen Schleiern erblickt; andere sind unterirdisch, zwischen rohen, nassen, schwarzen Felswänden, wo die Menschen wie Schatten vorbeihuschen. — Das alles ist in Halbnacht getaucht, mit Ausnahme einiger großen

Lichtstrahlen, die das Dunkel ringsum noch vermehren. Und alles ist wie gestirnt von einer Unzahl kleiner Flämmchen in silbernen und goldenen Ampeln, die zu Tausenden von der Decke herabhängen. Und überall eine Menschenmenge, die wie in babylonischer Verwirrung umherwandelt oder nach Nationen geschieden die goldnen Tabernakel umsteht, an denen Messe gelesen wird.

Psalmodieren, Wehklagen und Jubelgesänge erfüllen die hohe Wölbung oder hallen grabesdumpf in den unterirdischen Räumen; durch den näselnden Sprechgesang der Griechen gellt das wilde Geheul der Kopten . . . In all diesen Stimmen bebt die Begeisterung von Tränen und Gebeten, löst alle Mißklänge auf und verschmilzt sie. Das Ganze wird schließlich zu etwas Unerhörtem; es steigt aus dem ganzen Raum wie eine große menschliche Klage empor, wie der letzte Schrei des Todeskampfes. . . .

In dem Rundbau mit seiner hohen Wölbung, den man zuerst betritt, sieht man zwischen den Säulen hindurch das Gewirr der anderen Heiligtümer. In seiner Mitte steht das große Marmortabernakel von barbarischem Prunk, mit silbernen Lampen überladen, das den Stein des Grabes enthält. Um dies Allerheiligste bewegt sich oder staut sich die Menge, auf einer Seite hunderte von Mushiks und Matuschkas, auf den Steinplatten knieend, auf der andern Seite Frauen aus Jerusalem, in langen weißen Schleiern stehend und in diesem

Traumeshalbdunkel an Gruppen von Jungfrauen aus dem Altertum gemahnend. Anderswo Abessinier, Araber im Turban, die Stirn zur Erde geneigt, Türken mit der Hand auf dem Säbelgriff. Menschen aller Bekenntnisse und aller Sprachen. . . .

Man bleibt nicht lange in dem erstickenden Raum des heiligen Grabes, der gleichsam das Herz dieses Gewirrs von Kirchen und Kapellen ist. Man zieht in Reihen daran vorbei, tritt gebückt durch eine mit Rankenwerk geschmückte Marmortür und steht vor dem mit Marmor umrahmten Grab, das von goldnen Lampen und Ikonen umgeben ist.

Zugleich mit mir trat ein russischer Soldat, eine alte, in Lumpen gehüllte Bettlerin und eine reich in Brokat gekleidete Orientalin ein. Alle küßten weinend die Grabplatte. Andere folgten, andere folgen ewig, um dieselben Steine zu befühlen, zu küssen und mit ihren Tränen zu netzen. . . .

Kein Plan in dem Labyrinth der Kirchen und Kapellen, die sich um das Allerheiligste drängen. Es gibt große, wunderbar prunkvolle, und ganz kleine, schlichte und einfache, die in ihren traurigen, in Fels und Nacht gehauenen Winkeln altersschwach zerfallen.

Durch die Pracht und die altertümlichen Vergoldungen blickt hie und da der Fels des Kalvarienberges hervor. Der Kontrast ist seltsam; auf der einen Seite soviel aufgehäufte Schätze, goldene Ikone, goldene Kreuze, goldene

Lampen, auf der andern die Lumpen der Pilger, die verfallenden Mauern oder Pfeiler, abgenutzt, zerbröckelt, unförmig und durch die Berührung so vieler Menschenhände spiegelglatt geworden.

Die Altäre der verschiedenen Bekenntnisse stehen so wirr durcheinander, daß dadurch ein fortwährendes Hin- und Herlaufen von Priestern und Prozessionen entsteht. Sie zerteilen die Menge, die Monstranz tragend; ihnen voraus schreiten bewaffnete Janitscharen, die mit der Hellebarde auf die hallenden Steinfliesen stoßen: Platz! . . . Es sind Römisch-Katholische, die im goldenen Meßgewand vorübergehen. . . . Wieder Platz! . . . Es ist der Bischof der Syrier mit langem, weißem Bart und schwarzer Kutte, der aus seiner kleinen unterirdischen Kapelle heraufsteigt. . . . Dann kommen Griechen mit noch byzantinischem Schmuck oder Abessinier mit schwarzen Gesichtern. . . . Rasch eilen sie in ihren prächtigen Gewändern dahin; vor ihnen her schwenken Kinder die silbernen Rauchgefäße in die Menge hinein, die sich zusammendrängt und entfernt. . . . In dieser Menschenflut herrscht ein fortwährendes Gewimmel beim unaufhörlichen Klang der Gebete und Meßglöckchen. Fast überall ist es so dunkel, daß man, um weiter zu kommen, eine Kerze tragen muß. So folgen oder kreuzen einander unter den hohen Säulenhallen und in den dunkeln Gängen zahllose kleine Flämmchen. Männer beten laut, weinen und schluchzen, laufen von einer Kapelle zur andern, hier um den Fels

zu küssen, wo das Kreuz aufgerichtet wurde, dort, um sich auf die Kniee zu werfen; wo Maria und Magdalena weinten; Priester, in Schatten geduckt, winken uns zu, um uns durch kleine, finstere Türen in Grabhöhlen zu führen; alte Frauen, mit irren Blicken und tränenüberströmten Wangen tauchen aus schwarzen Gewölben hervor, wo sie die Steine des Grabes geküßt haben. . . .

In tiefem Dunkel steigt man zur Kapelle der heiligen Helena auf breiter Treppe von etwa ungefähr dreißig Stufen hinab. Sie ist abgenutzt, ausgebrochen und gefährlich wie eine eingestürzte Ruine und von hockenden Gespenstern umsäumt. Unsere Kerzen beleuchten im Vorübergehen undeutliche, unbewegliche Wesen von der Farbe der Felswand; es sind bettelnde Krüppel, mit Geschwüren bedeckte Blödsinnige, grausig anzusehen, das Kinn mit den Händen stützend und mit langen, ins Gesicht fallenden Haaren. . . . Unter diesen Schreckgestalten ein junger Blinder mit langen, blonden Locken, die ihn wie ein Mantel umhüllen, schön wie Christus und ihm ähnlich. . . .

Nach Durchschreiten der Nacht zwischen den beiden Gespensterreihen findet man drunten die Kapelle der heiligen Helena von großen Lichtstrahlen beleuchtet, die blaß und bläulich durch die Lichtöffnungen des Gewölbes herabfallen. Wahrlich! es ist eine der seltsamsten Stätten dieses großen Ganzen, das man das heilige Grab nennt. Hier befällt uns in beängstigender Weise

das Gefühl schrecklicher Vergangenheit. Die Kapelle ist still und leer, als ich sie mit dem halberloschenen Blick der die Treppe hütenden Gestalten betrete. Kaum hört man den undeutlichen Klang der Glocken und Gesänge von oben. Hinter dem Altar führt eine zweite, gleichfalls von Gespenstern besetzte Treppe in noch schwärzere Nacht hinab.

Man glaubt sich in einem Tempel von Barbaren. Vier ungeheure, gedrungene Pfeiler von uraltem, schwerfälligem byzantinischem Stil tragen die gedrückte Wölbung, von der Straußeneier und tausend barbarische Gehänge herabhängen. An den Resten der Wandmalereien erkennt man, durch Nässe und Staubschichten halb verlöscht, noch heilige Männer und Frauen mit goldnen Heiligenscheinen in steifer, naiver Haltung. Alles ist verwahrlost und verfallen; überall sickert Wasser und Salpeter hervor.

Aus der Tiefe der Krypta tauchen plötzlich abessinische Priester empor, wie die Könige aus dem Morgenlande, die aus dem Erdinnern aufsteigen: schwarze Gesichter unter breiten, vergoldeten, turbanartigen Tiaren, lange Gewänder aus Goldbrokat, mit phantastischen roten und blauen Blumen bestickt... Rasch, mit der begeisterten Hast, die sich überall hier zeigt, eilen sie durch die Krypten der heiligen Helena und steigen auf der großen, zerfallenen Treppe hinauf zu ihren anderen Altären. Auf den ersten Stufen noch beleuchtet von dem aus den Lichtöffnungen

fallenden Schein, von altertümlicher Pracht in den goldenen Gewändern, zwischen den an der Mauer sitzenden Zwergen, verschwinden sie bald in den fernen Schatten.

Sehr weit ab in den Kapellen am Eingang, nahe beim Tabernakel des heiligen Grabes, erhebt sich der Fels von Golgatha. Auf ihm stehen zwei Kapellen, zu denen man auf ungefähr zwanzig Stufen gelangt, die für die Menge die wirklichen Stätten der Anbetung und Tränen sind. . . .

Vom Säulenumgang dieser Kapellen fällt der Blick wie von einem hohen Altan auf eine wirre Masse von Tabernakeln, ein Labyrinth von Kirchen, worin sich die verzückte Menschenmenge bewegt. Die schönere der beiden Kapellen ist die griechische; auf silbernem Grunde, der wie ein Regenbogen glänzt, heben sich in Lebensgröße die blassen Gestalten der drei Gekreuzigten ab: Christus und die beiden Schächer. Die Wände verschwinden unter silbernen, goldenen und mit Edelsteinen besetzten Ikonen. Der Altar steht auf der Stelle der Kreuzigung, unter dem Altarblatt sieht man durch ein silbernes Gitter im schwarzen Fels das Loch, in welches das Kreuz gesteckt ward. Hierher schleppt sich die Menge auf den Knieen und bedeckt die dunklen Steine mit Küssen und Tränen, während ein wiegendes Summen von Gesang und Gebet fortwährend aus den Unterkirchen heraufsteigt.

So geht es nun seit bald zweitausend Jahren an derselben Stätte, unter verschiedenen Formen,

in den verschiedenen Kirchen; nur unterbrochen durch Belagerungen, Schlachten und Metzeleien, aber dann jedesmal noch inbrünstiger und in größerem Umfang wieder aufgenommen. Immer ertönen hier der gleiche Zusammenklang von Gebeten, das gleiche verzweifelnde Flehen, die gleichen triumphierenden Dankeshymnen. . . .

Für den, der gesagt hat: „Gott ist Geist und die ihn anbeten, müssen ihn in Geist und in der Wahrheit anbeten," mögen diese Anbetungen wohl etwas heidnisch scheinen, sie sind aber so menschlich! . . . Sie entsprechen so sehr unsern Trieben und unserm Elend! . . . Sicherlich haben sich die ersten Christen im rein geistigen Schwung ihres Glaubens, als die Lehre des Meisters noch ganz frisch in ihren Seelen lag, nicht mit Pracht, mit Symbolen und Bildern umgeben. Jedenfalls waren sie nicht mit irdischen Erinnerungen, wie mit Stätten eines Martyriums oder einem leeren Grabe beschäftigt. Sie dachten nicht daran, ihren Erlöser dort zu suchen, so sehr glaubten sie ihn auf ewig von diesen vergänglichen Dingen losgelöst und im reinen Äther darüber schwebend.

Allein wir alle, wir Völker des Westens und Nordens, sind erst seit kürzerer Frist aus den Banden kindlicher Barbarei befreit, als die alten Staaten, aus denen die ersten Christen hervorgingen. Im Mittelalter, als der neue Glaube unsere Wälder durchdrang, wurde er durch tausend naive Anschauungen verdunkelt, und nur die kleinste Zahl unter uns hat sich von den

angehäuften Überlieferungen befreit, um sich wieder zum evangelischen Gottesdienst im Geiste und in der Wahrheit zu wenden. Überdies, wenn der Glaube in unsern modernen Seelen erloschen ist, sind Ungläubige wie ich in ihrer schmerzvollen Sehnsucht nach dem verlorenen Erlöser auf diese rein menschliche Anbetung der Stätten und Erinnerungen angewiesen.

Ach! Christus! für den all diese Menschen hierher gekommen sind und weinen, Christus, für den die alte Bettlerin, die dort neben mir kniet, die Steine küßt und vor dem sie ihr elendes Herz in köstlichen Tränen der Hoffnung ausschüttet, Christus, der auch mich in unbestimmter, doch holder Andacht an diese Stätte gebannt hält. . . . Ach! wäre er auch nur einer unserer Leidensbrüder und längst dem Tode verfallen, so sei doch sein Andenken verehrt für die lange Täuschung von Liebe, Wiedersehen und Ewigkeit. . . . Auch dieser Ort sei gesegnet. Der einzige, seltsame Ort, den man das heilige Grab nennt — selbst wenn dies anfechtbar, ja falsch wäre — die Stätte, zu der seit bald fünfzehnhundert Jahren die verzweifelte Menge strömt, wo verhärtete Herzen wie Schnee schmelzen und wo auch meine Augen sich jetzt in einem letzten Gebetsaufschwung — sehr unlogisch, ich weiß es, aber unaussprechlich und unendlich — verschleiern. . . .

Am Abend, bei sinkender Nacht, nach langem Umherirren in den traurigen, kleinen Gassen

der sarazenischen Stadt, als die Feuerkränze des Ramadan um die Minarette der Moscheen auflodern, zieht es mich langsam wieder zum heiligen Grabe.

Das Dunkel, das jetzt dort herrscht, ist anders als am Tage; die Lichtstrahlen, der weiße Schein, dringen nicht mehr durch die Lichtöffnungen der Kuppeln, aber zahlreicher strahlen die Lichter der goldenen und silbernen Lampen, der tausend farbigen Ampeln mit ihren kleinen roten, blauen und weißen Flammen durch die Finsternis.

Eine Art Ruhe ist über das Labyrinth mit den hohen Wölbungen gekommen, wie die Stille nach der erschöpfenden Anstrengung des Tages. Der Lärm ist zum leisen Gebetsmurmeln der knieenden Frommen herabgestimmt. Unter den hallenden Wölbungen summt nur ein Flüstern, übertönt von den heiseren Stimmen der armen Mushiks und bisweilen von ihrem rauhen Husten. Bald werden sich die Tore schließen; die Menge hat sich verlaufen; im Dunkel sieht man nur noch einzelne Gruppen, mit dem Antlitz am Boden, um die heiligen Steinplatten noch einmal zu küssen.

VIII.

Sonntag, 1. April.

Heute, bei wiedergekehrtem Sonnenschein und lauer Frühlingsluft, sind wir wieder im Banne des Islam.

Am Morgen lenkten wir unsere Schritte zu der heiligen Stätte der Araber, der berühmten und vor allen ehrwürdigen Omarmoschee. Jerusalem, die heilige Stadt der Christen und Juden, ist nächst Mekka auch die heiligste Stadt der Mohammedaner.

Der französische Generalkonsul und Pater S., ein durch seine biblischen Studien berühmter Mönch, haben die Freundlichkeit, uns zu begleiten; ein Janitschar des Konsulats geht uns voraus; ohne diesen wäre uns versagt, nur die Nähe der Moschee zu betreten. Wir gehen durch enge, trotz der Sonne finstere Straßen, zwischen alten, fensterlosen Mauern, die aus den Trümmern aller geschichtlichen Zeiten erbaut sind; hier und da ist ein hebräischer Stein, ein römischer Marmor eingefügt. Je weiter wir kommen, desto mehr Ruinen, desto öder und ausgestorbener wird alles, — bis zu dem heiligen Viertel von unendlicher Verlassenheit, in dem die Moschee liegt und dessen Zugänge durch türkische Wachen

besetzt sind, die den Christen den Eintritt verwehren.

Dank unserm Janitschar überschreiten wir die Schranke der Unduldsamkeit und gelangen durch eine Reihe kleiner, verfallener Tore auf einen riesigen Platz, eine Art schwermütiger Wüstenei, wo das Gras wie auf einer Wiese zwischen den Steinen wächst und kein menschliches Wesen zu sehen ist. Es ist der Haram esch Scherif (der heilige Vorplatz).

In der Mitte, sehr weit von uns, denn wir kommen aus einer Ecke des riesigen Platzes, erhebt sich einsam ein überraschendes, ganz blaues Gebäude, von entzückendem, seltenem Blau, wie ein altes verzaubertes Schloß aus Türkisen. Es ist die Omarmoschee. Welch großartige, düstere Einsamkeit wußten die Araber um ihre blaue Moschee zu schaffen!

Auf jeder der vier Seiten, die wenigstens fünfhundert Meter lang sind, ist der Platz von düsteren Gebäuden begrenzt, baufällig bis zur Unkenntlichkeit, unverständlich durch die Veränderungen und Ausbesserungen aller geschichtlichen Zeiten. In den Fundamenten zyklopische Blöcke, Überreste der salomonischen Mauern, darüber Trümmer von Festungen des Herodes, Trümmer des Richthauses, wo Pontius Pilatus thronte und von wo Jesus nach Golgatha ging. Später haben die Sarazenen und nach ihnen die Kreuzfahrer alles umgewälzt und zerstört, und zuletzt, als die Sarazenen wieder die Herrschaft

errangen, haben sie die Fenster vermauert oder vergittert, aufs Geratewohl ihre Minaretts errichtet und am First der Gebäude die spitzen Zacken ihrer Zinnen angebracht. Die Zeit, die alles gleichmacht, hat die eintönige Farbe alter rötlicher Terrakotta, ihre Mauerpflanzen, ihren Staub und ihren Verfall darüber geschüttet. Das durcheinandergewürfelte, stückweise aufgeführte Ganze, das trotz seines mehrtausendjährigen Alters noch stark und fest dasteht, erzählt von der Nichtigkeit der Menschen, dem Zusammenbruch der Kulturen und Völker und verbreitet unendliche Schwermut über den wüsten Vorplatz, auf dem einsam der schöne blaue Palast mit Kuppel und Halbmond — die schöne, unvergleichliche Omarmoschee — sich erhebt.

Die blaue Verkleidung der Moschee wird deutlicher, je weiter wir über den öden Vorplatz schreiten, dessen große weiße Steinplatten wie auf einem Friedhof mit Gras überwuchert sind. Man könnte glauben, die Mauern bedeckte eine abgetönte, durchbrochene Juwelierarbeit aus blassen Türkisen und leuchtendem Lapislazuli, mit etwas Gelb, etwas Weiß, etwas Grün und etwas Schwarz in sehr feiner Arabeskenzeichnung.

Zwischen einigen halb verdorrten Zypressen, einigen alten, kränkelnden Ölbäumen steht eine Reihe kleiner, untergeordneter Bauten zerstreut in der Mitte des Platzes; sie bilden das Ehrengeleit der Moschee, die das Wunderwerk der Mitte ist: kleine Mihrabs aus Marmor, leichte Bogen-

gänge, kleine Triumphbögen, ein kleiner säulengetragener Kiosk, der auch mit der blauen Juwelierarbeit verkleidet ist. Das alles ist im Laufe der Zeit so verwittert, so schwermütig geworden und liegt so verlassen auf dem riesigen Platze, wo der Frühling um jede Steinplatte Kränze von Gänseblümchen, Butterblumen und wildem Hafer windet! . . .

In der Nähe gewahrt man, daß die kleinen leichten, eleganten sarazenischen Bauten aus Trümmern christlicher Kirchen oder antiker Tempel errichtet sind. Die Marmorsäulen und Friese passen nicht zusammen, hier von einer Kapelle aus der Zeit der Kreuzzüge, dort von einer Basilika der griechischen Kaiser, einem Venustempel oder einer Synagoge genommen. Die Gesamtanlage ist arabisch, ruhig, von der Anmut von Alladins Palästen; die Einzelheiten aber lehren die Vergänglichkeit der Religionen und Staaten; die Einzelheiten erinnern an die großen, vernichtenden Kriege, die entsetzlichen Plünderungen, an die Tage, an denen das Blut wie Wasser floß und das Morden „nur aufhörte, wenn die Krieger vom Würgen ermüdet waren".

Der kleine blaue Kiosk in der Nähe der blauen Moschee könnte allein schon die schreckliche Vergangenheit Jerusalems erzählen. Seine doppelte Reihe von Marmorsäulen ist ein wahres Museum von Trümmern aller Zeiten; man sieht hier griechische, römische, byzantinische und hebräische Kapitäle, wieder andere aus unbe-

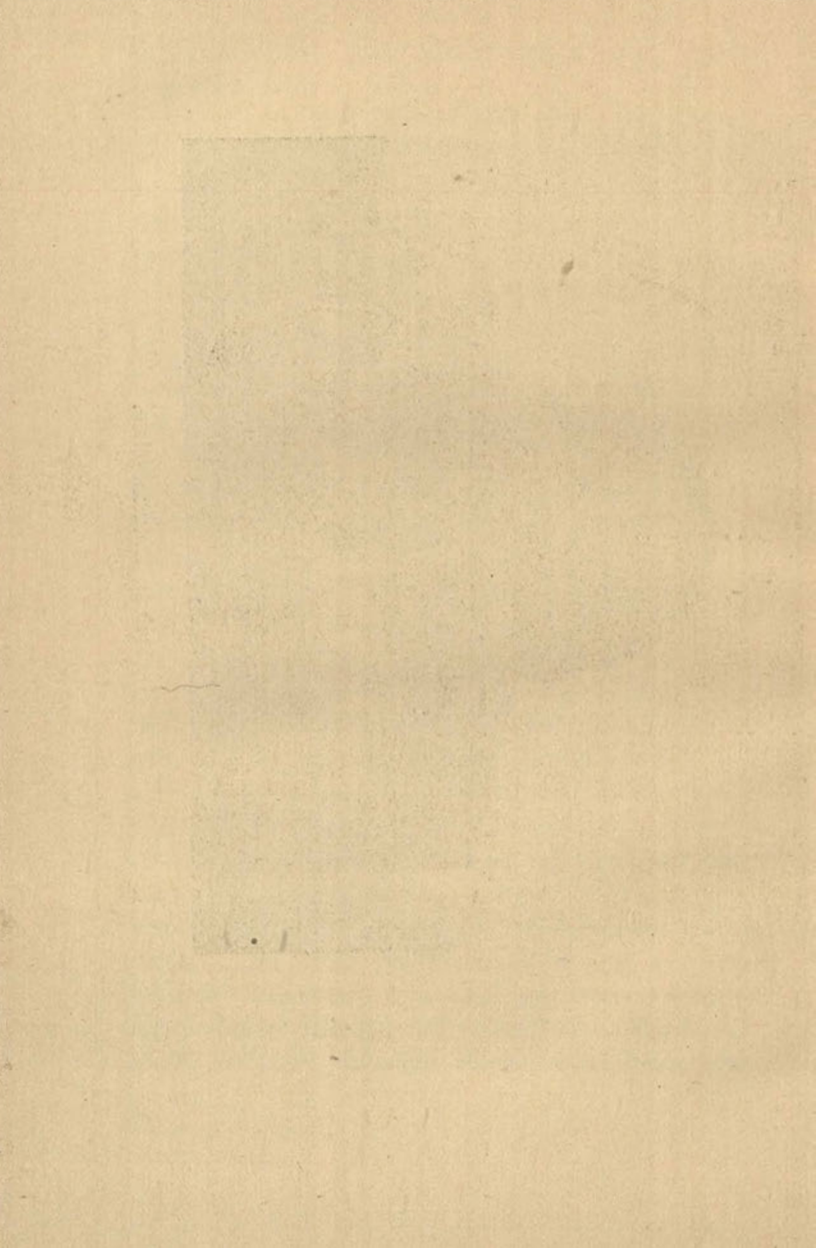
stimmter Zeit, von barbarischem, fast unbekanntem Stil.

Jetzt ist Todesstille über alles gekommen. Die Überbleibsel so vieler feindlicher Altäre sind in ungeahnter Harmonie zusammengefügt, um den Gott des Islam zu verehren, vielleicht für immer, bis zur Zeit des endgültigen Verfalls. . . Wenn man sich die vergangenen Stürme ins Gedächtnis zurückruft, so befremdet die heutige Stille, die Verlassenheit, der tiefe Friede auf dem weiten Vorplatz mit den weißen Steinplatten, die mit Gras und Feldblumen überwuchert sind. . . .

Betreten wir die geheimnisvolle, von Öde und Stille umgebene Moschee! Im ersten Augenblick scheint es fast Nacht; man hat nur einen unbestimmten Eindruck von feenhafter Pracht. Das sehr gedämpfte Licht fällt aus den im ganzen Orient berühmten Glasmalereien, die hoch oben die Reihe der kleinen Bogenfenster schmücken. Es ist, als ob das Licht durch Blumen und Arabesken, aus hohl gefaßten Edelsteinen strahle — eine Täuschung, welche die unnachahmlichen, alten Glaskünstler wahrscheinlich hervorrufen wollten. Nach und nach gewöhnt sich das Auge an das Halbdunkel, und man erblickt auf den Wänden, den Bogen und Gewölben eine Bekleidung, die wie ein über und über mit Perlmutter und Gold bestickter Stoff mit grünem Grunde schimmert. Vielleicht ein alter, blumendurchwirkter Brokat oder kostbares Korduanleder, — oder vielmehr etwas noch Schöneres,



Jerusalem, Omarmoschee.



noch Selteneres, das wir in einigen Minuten besser sehen werden, wenn unsere von der Sonne auf den Steinplatten des Vorplatzes geblendeten Augen sich an die Dunkelheit des heiligen Raumes gewöhnt haben.

Die achteckige Moschee wird im Innern von zwei Säulenreihen getragen; die erste ist gleichfalls achteckig; die zweite, kreisrunde, trägt die herrliche Kuppel. Jeder dieser Säulen mit ihren vergoldeten Kapitälen ist aus verschiedenem Material von unschätzbarem Werte. Die eine aus violettem, weißgeädertem Marmor, die andere aus rotem Porphyr, die dritte aus einem seit Jahrhunderten nicht mehr auffindbaren Marmor, dem sogenannten Verde antico.

Der ganze Unterteil der Wände bis zu der Höhe, wo die grün- und goldglänzenden Stickereien anfangen, ist mit Marmor verkleidet: große, in der Mitte geteilte Platten, deren vier Stücke so zusammengefügt sind, daß sie symmetrische Muster bilden, wie sie die Kunstschreiner bei eingelegter Holzarbeit machen.

Aus den kleinen Fenstern dicht unter der Wölbung fallen die Edelstein-Reflexe von sehr hoch herab. Jedes ist von anderer Farbe und Zeichnung; das eine scheint von Sternblumen aus Rubinen zusammengesetzt, das andere daneben hat nur feine Arabesken aus Saphir mit etwas Topasgelb; ein drittes ist in Smaragdgrün gehalten und mit rosa Blumen besäet. Die Schönheit dieser Fenster und überhaupt aller arabischen

Glasmalerei beruht namentlich darauf, daß die verschiedenfarbigen Gläser nicht wie bei uns durch einen rohen Bleistreifen begrenzt sind. Das Gestell des Fensters ist eine dicke, durchbrochene Stuckplatte mit unzähligen kleinen schrägen Löchern von wechselnder Form, deren Ganzes jedesmal eine erlesene Zeichnung bildet; die blauen, gelben, roten oder grünen Glasstückchen sind am äußersten Ende dieser schrägen Öffnungen eingesetzt, so daß sie von einer Art Strahlenkranz umgeben sind, der nur ihr eigener Widerschein in dem dicken Stuck ist; daraus entstehen gedämpfte, verschmolzene Lichteffekte, die an Perlmutter und kostbare Gemmen gemahnen.

Jetzt erkennt das Auge die Verkleidung der Bogen und Wände; es ist eine wunderbare, alles bedeckende Mosaikarbeit, eine Nachahmung von Brokat und Stickereien, doch viel schöner, viel dauerhafter als alle Gewebe der Erde. Sie hat durch die Jahrhunderte hindurch ihren Glanz und ihre Farben bewahrt, weil sie aus Material von fast ewiger Dauer hergestellt ist: aus Myriaden bunter Marmorstückchen, aus Perlmutter und Gold. Im ganzen ist Grün und Gold vorherrschend. Die Mosaikarbeit stellt seltsam geformte Vasen dar, aus denen stilisierte Blumensträuße symmetrisch hervorwachsen und herabfallen: alle Blattornamente vergangener Zeiten, alle Blumen früherer Träume, besonders Weinranken aus grünem Marmor von unendlicher Mannigfaltigkeit, Rebenzweige von altertümlicher Steifheit,

mit Trauben aus Gold und Perlmutter. Hier und da, um das grüne Einerlei zu unterbrechen, sind auf Goldgrund große, rötliche Blumen aus Porphyr und rosa Marmorstückchen hingestreut. Beim farbigen Scheine der Fenster glänzt, glitzert und strahlt all diese arabische Märchenpracht im stillen Halbdunkel des von verödeten Vorhöfen umgebenen, fast immer leeren Raumes, in dem wir allein hin- und hergehen. Kleine Vögel, die mit der heiligen Stätte vertraut sind, fliegen durch die stets offenen Bronzetore ein und aus, setzen sich auf die Porphyrfriese, auf Gold und Perlmutter, gern geduldet von den zwei oder drei weißbärtigen alten Hütern, die in dunklen Winkeln knieen und beten. Der Boden aus Marmorplatten ist mit alten türkischen und persischen Teppichen von köstlich verblichenen Farben belegt.

Die weite Mitte der runden Moschee ist beim Eintritt anfangs unsichtbar, da sie mit einer doppelten Einfassung umgeben ist; die erste aus fein bearbeitetem Holz in der Art der arabischen Meschrabien, die andere aus Eisen von gotischer Arbeit, die von den Kreuzfahrern angebracht wurde, als sie die Moschee vorübergehend in eine christliche Kirche verwandelten. Wenn man sich auf einen der Marmorsockel stellt, kann der Blick in dieses so verborgene Innere dringen. Nach den Herrlichkeiten ringsum erwartet man Wunderbares, und fast entsetzt schrickt man zurück vor etwas Düsterem, Gestaltlosem im Halbdunkel des

prachtvollen Raumes; etwas, das sich unregelmäßig wie eine schwarze, erstarrte Welle erhebt, ein roher Fels, ein Berggipfel. . . .

Es ist die äußerste Spitze des Berges Moriah, geheiligt für Israeliten, Mohammedaner und Christen, es ist die Tenne Arnans, des Jebusiters, wo dem König David der rächende Engel erschien, „ein bloßes Schwert in der Hand, ausgereckt über Jerusalem". (2. Könige XXIV, 16; 1. Chronica XXI, 16.)

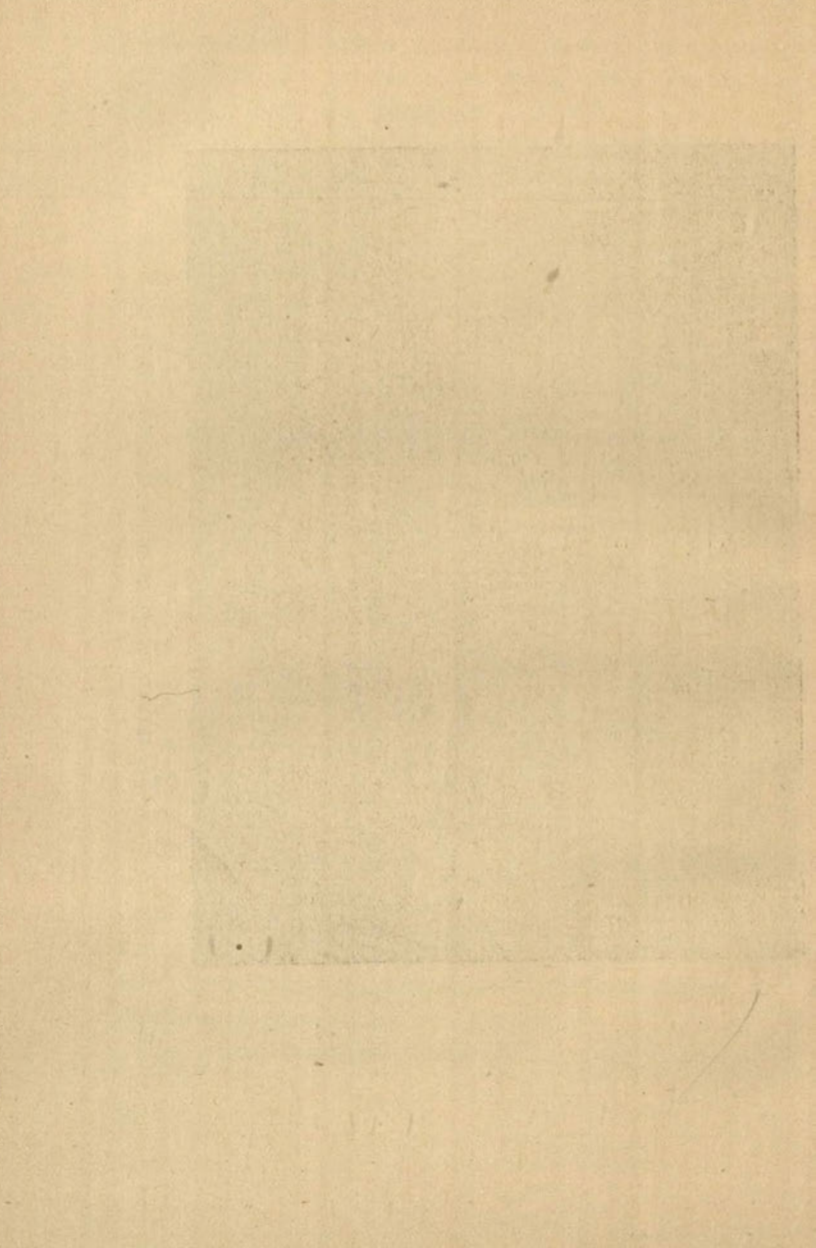
David baute dort den Brandopferaltar (1. Chronica XXII, 1), und sein Sohn Salomo baute dort den Tempel, ließ mit großem Kostenaufwand die ganze Umgebung einebnen, aber verschonte den Gipfel, weil die Füße des Engels ihn berührt hatten. „Und Salomo fing an zu bauen das Haus des Herrn zu Jerusalem, auf dem Berge Moriah, der David, seinem Vater, gezeigt war, welchen David zubereitet hatte zum Raum auf dem Platz Arnans, des Jebusiters" (2. Chronica III, 1).

Im Lauf der Zeiten hat man erfahren, welch unerhörte Pracht und welch erbitterte Zerstörungen abwechselnd den Berg Moriah zum Schauplatz hatten. Der Tempel, der sich auf ihm erhob, wurde von Nebukadnezar zerstört, wieder aufgebaut nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft, wieder zerstört unter Antonius IV. und nochmals aufgebaut von Herodes. Jesus betrat ihn damals und hat unter seinen Wölbungen gesprochen. . . .

Es waren jedesmal riesige Bauten, die unsere



Jerusalem, Omarmoschee. Heiliger Fels.



modernen Begriffe verwirren, jedesmal ganze Reiche kostend. Ihre fast übermenschlichen Grundsteine sind noch heute in der Erde zu finden. Nach der Zerstörung Jerusalems durch Titus trat ein unter der Regierung Hadrians errichteter Jupitertempel an Stelle des Tempels des Herrn. Später bedeckten die ersten Christen aus Verachtung gegen die Juden den heiligen Berggipfel lange Zeit mit Schutt und Unrat, und erst der Kalif Omar ließ nach der Eroberung Palästinas alles pietätvoll aufräumen; endlich gegen 690 errichtete sein Nachfolger, der Kalif Abd el Melek ihm für viele Jahrhunderte ein Obdach unter der herrlichen Moschee, die heute noch steht.

Mit Ausnahme der Kuppel, die im zwölften und vierzehnten Jahrhundert wiederhergestellt wurde, fanden die Kreuzfahrer diese Moschee noch fast so, wie sie heute ist. Schon damals war sie so alt, wie es jetzt unsere gotischen Kirchen sind, und mit denselben unverwüstlichen Marmor- und Goldstickereien verkleidet; sie zeigte den gleichen Brokatschimmer, dessen Dauer unendlich, fast ewig ist. Die Kreuzfahrer machten eine Kirche daraus und stellten ihren Marmoraltar in die Mitte über den Fels Davids. Nach dem Sturze der Frankenherrschaft gab Saladin nach langen Besprengungen mit Rosenwasser die Moschee dem Dienste Allahs zurück.

Goldene Inschriften über den Friesen (in den alten kufischen Buchstaben, die sich zu den ara-

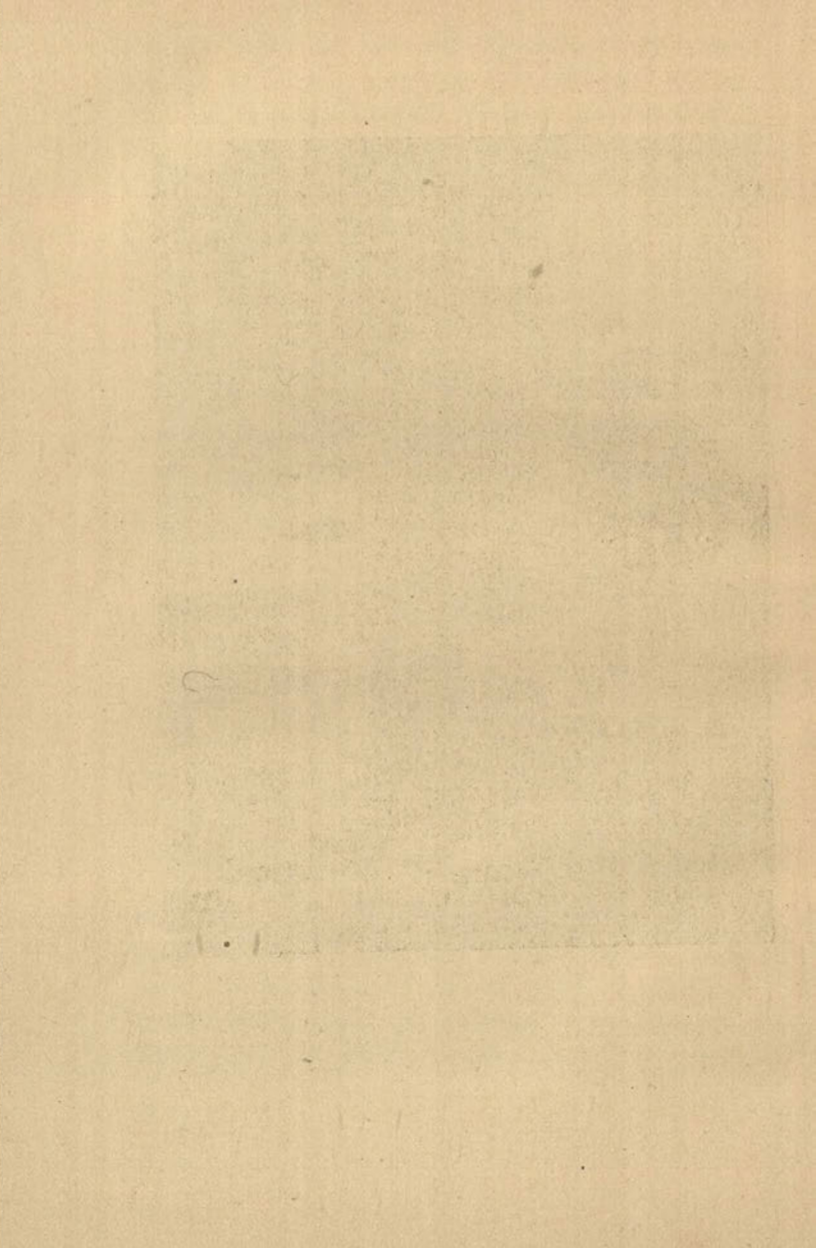
bischen verhalten wie die gotische Schrift zu unserer heutigen) sprechen von Christus nach dem Koran, und ihre tiefe Weisheit ist fast dazu angetan, Unruhe in die christlichen Seelen zu tragen: „Oh! Ihr, die Ihr die Schrift habt, geht in Eurem Glauben nicht über das Maß. Jesus, der Messias, ist nur der Sohn Marias, der Gottgesandte, und Gottes Wort, in Maria niedergelegt. Glaubet daher an Gott und an den, welchen er gesandt hat; aber sagt nicht, daß es eine Dreieinigkeit gibt; enthaltet Euch dessen, es wird Euch vorteilhafter sein. Es gibt nur einen Gott; er kann keinen Sohn haben, das wäre seiner unwürdig. Wenn er eine Sache beschlossen hat, braucht er nur zu sagen: es sei! Und es ist. (Sure IV, 69; XIX, 36.)

Eine gewaltige Vergangenheit, zermalmend für unsern modernen Leichtsinn, steigt vor diesem starren, toten Fels herauf, auf den niemals der Tau des Himmels fällt, den niemals ein Gras oder Moos bedeckt, der hier ruht wie die Pharaonen in ihren Sarkophagen, der nach zweitausendjährigen Stürmen nun schon seit dreizehn Jahrhunderten unter der schützenden Kuppel und den wunderbaren, für ihn allein erbauten Mauern geborgen ist.

In den noch ungewissen Anfängen des Islam wetteiferte diese, im Traum von Mohammed besuchte Moschee mit der heiligen Kaaba, und nach ihrem schwarzen Felsen wandten sich die ersten Mohammedaner während ihres Gebetes. Heute noch gilt der sie umgebende Vorplatz, der



Jerusalem, Moschee el Aksa.



großartige, öde Haram esch Scherif, dessen Tore türkische Soldaten bewachen, bei den Arabern als die heiligste Stätte der Erde nach Mekka und Medina. Bis zur Mitte unseres Jahrhunderts war der Eintritt so streng verboten, daß ein Christ sein Leben verwirkte, wenn er versuchte, hineinzudringen; erst seit einigen Jahren ist es Andersgläubigen erlaubt, die Moschee zu besuchen, mit Ausnahme gewisser Festtage, und stets in Begleitung eines Janitscharen, der einen Erlaubnisschein des Paschas von Jerusalem haben muß. Übrigens besuchen Juden die Moschee aus religiösen Gründen niemals. Ehemals war sie der Tempel des Herrn, und sie müßten fürchten, unbewußt die Stelle des Allerheiligsten zu betreten, dessen Lage nicht mehr zu bestimmen ist.

Ganz am Ende des ungeheuren Platzes steht zwischen alten Zypressen eine andere tausendjährige, ebenfalls sehr verehrte Moschee — El Aska (die Entfernte) —, deren bunt zusammengesetzte Säulen und Kapitäle gleichfalls von zerstörten heidnischen Tempeln oder christlichen Kirchen stammen. Zur Zeit der Kreuzzüge gab sie den Rittern, die sie besetzt hatten, ihren Namen: Tempelritter. So schön sie an sich ist, können wir sie nach der unvergleichlichen Moschee des Felsens kaum noch bewundern.

Wir streifen wieder über das öde Gras und die großen, weißen Steine unter der schönen Morgensonne des Frühlings — ein kleines Häuflein, das sich in der Öde dieses heiligen Platzes verliert.

Stellenweise fehlen die Steine, und Gras und Blumen wachsen ungehindert wie auf einer Wiese. Und um die türkisblaue Moschee gruppieren sich je nach unserem Standort in wechselnden Gestalten die kleinen eigenartigen Kapellen, die sie umgeben, der blaue Kiosk, die Mihrabs und marmornen Triumphbögen, die kränkelnden Ölbäume und die verdorrenden Zypressen.

Welche Ehrfurcht gebietende Traurigkeit in diesem Umkreis, der gleichsam das stille Herz des alten Jerusalems ist, und zugleich der Naos aller aus der Bibel hervorgegangenen Religionen: der christlichen, der mohammedanischen und der jüdischen! Er flößt allen, die den Gott Abrahams anbeten, höchste Ehrfurcht ein, möge er nun Allah, Rabbi oder Jehovah heißen, und seine wehmütige Abgeschiedenheit beweist, daß der Glaube der alten Zeiten unter jeglicher Form in der menschlichen Seele abstirbt. . . .

Von Zeit zu Zeit erblickt man in der Ferne über den vielhundertjährigen Bauten, die den Haram esch Scherif umgeben, einen schwermütigen grauen Steinhügel, hier und da durch seltene Ölbäume schwarz punktiert.

Der Pater in der weißen Kutte, der uns freundlichst begleitete und uns seine Gelehrsamkeit zur Verfügung stellte, weist auf den Hügel und sagt:

„Ich brauche den Ort nicht zu nennen. Sie wissen schon, nicht wahr?" . . .

Und die Stimme wie in ehrfürchtiger Scheu dämpfend, spricht er den Namen „Gethsemane"....

Gethsemane! Nein, ich wußte nicht, ich, ein neu angekommener Pilger in Jerusalem. Dieser plötzlich vernommene Name bewegt mich bis ins Innerste, und ich blicke mit unaussprechlichen, vielfältigen Gefühlen auf die noch ferne Erscheinung.

An einer Stelle, wo man von dem Vorplatze aus in eine jäh abstürzende, ungeahnte Schlucht sieht, befinden sich schmale Fensterscharten in der Umfassungsmauer.

„Sehen Sie!" sagt der weißgekleidete Pater, mit der Hand auf eine der Mauerscharten deutend, und meine Augen folgen der Bewegung, um hinauszuschauen. . . .

Oh! auf welch düsteren Abgrund fällt der Blick! . . . Ein ganz besonderer Abgrund, den ich heute morgen zum erstenmal sehe, aber sofort erkenne: das Tal Josaphat.

Mit Schauder betrachte ich durch die schmale Schießscharte das Tal zu meinen Füßen und tief unten, in seinen letzten Falten, das ausgetrocknete Bachbett des Kidron.

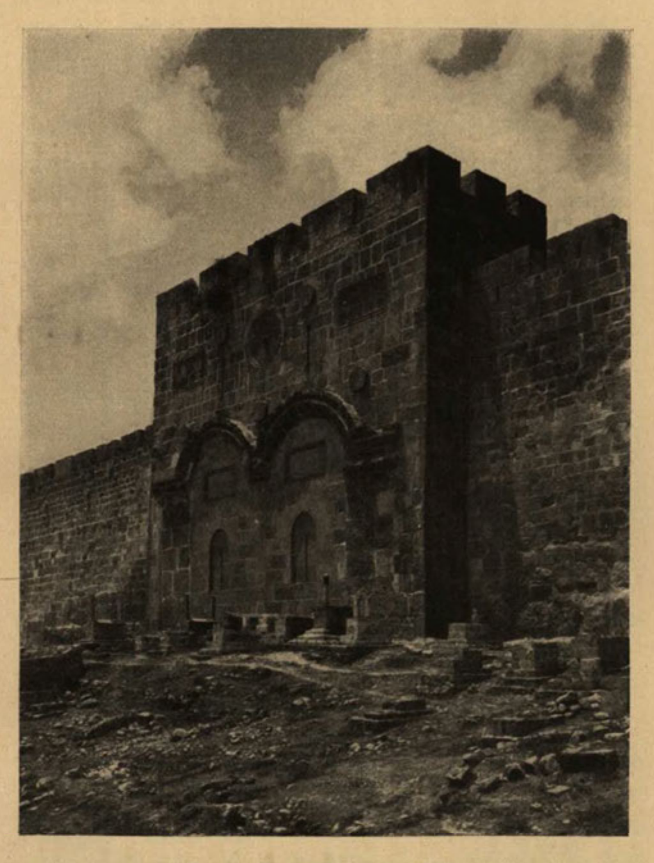
Auf dem gegenüberliegenden Abhang erblickt man Dinge von einer Schwermut ohnegleichen auf Erden, die sogenannten Gräber Absaloms und Josaphats; und weiter, in ebenso düsteres Schweigen gehüllt, in gleicher Einsamkeit wie der heilige Vorplatz, Gräber um Gräber, soweit das Tal reicht. Es ist das Tal des Todes. Zahllose Grabsteine einer wie der andere, liegen weithin verstreut, wie die Kiesel am Meeresstrand; und

das alles sieht so verlassen, so völlig vergessen aus, daß eine Auferstehung, die sie dereinst öffnen könnte, ein Ding der Unmöglichkeit scheint. Alles umher, unter dem vergänglichen Teppiche von Blumen und Gräsern, offenbart düster die Unwiderruflichkeit des Todes und den Triumph des Staubes. . . .

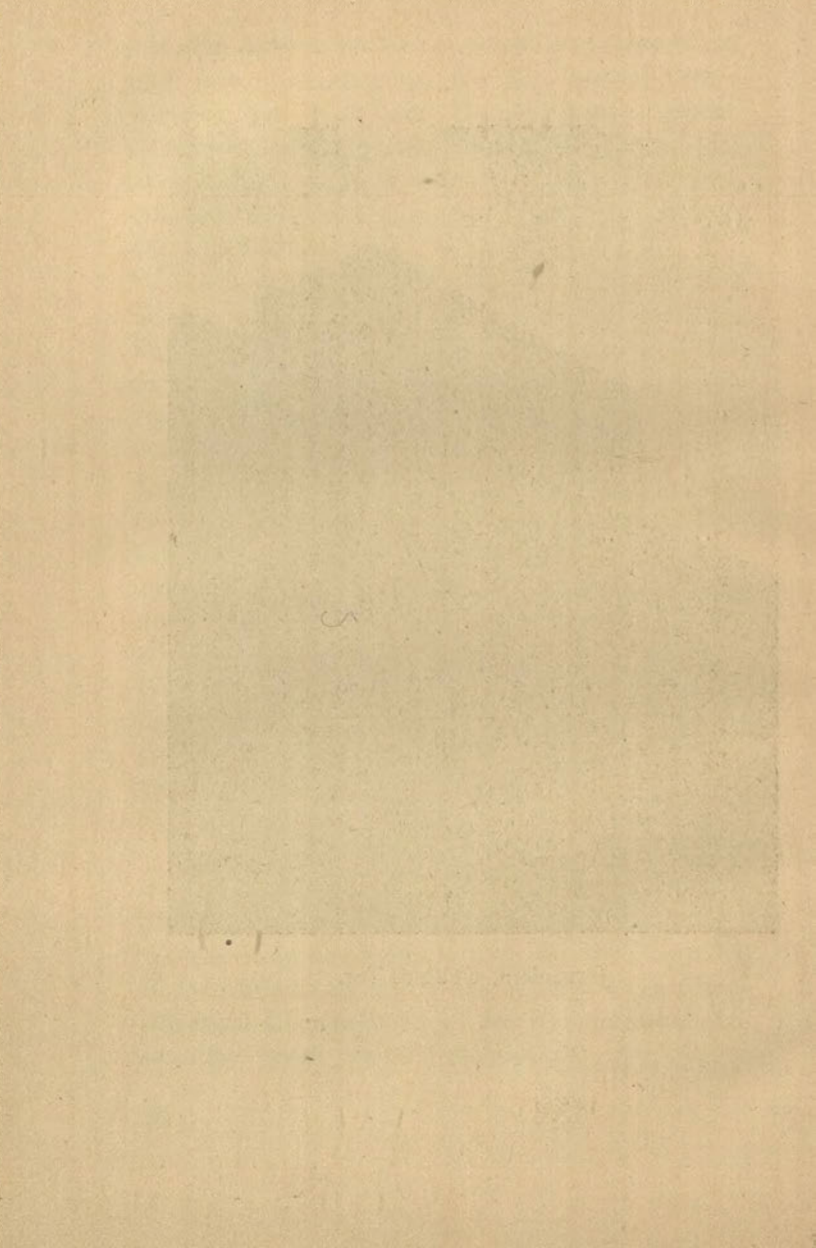
Wir begeben uns jetzt u n t e r den Haram esch Scherif, denn in dem ganzen Teile oberhalb des Tals Josaphat ist die öde Ebene nur künstlich: sie ruht auf gigantischen Unterbauten einer Welt von Pfeilern und Bogen. König Salomo, ein Mann von der Großartigkeit der alten Zeiten, hat den Vorhof des Tempels auf diese Art zu vergrößern gesucht, um ihn noch großartiger zu gestalten. Ein unterirdisches Gewölbe mit parallelen Bogenreihen, deren Wölbungen mit Tropfstein befranst sind. Dieser Unterbau des Haram esch Scherif gibt einen Begriff von der gewaltigen Größe der Werke alter Zeiten im Vergleich zu den unsrigen. Zur Zeit der Kreuzzüge benutzte die Reiterei der Franken diese unterirdischen Gewölbe. Noch heute sieht man in den Mauern die Eisenringe befestigt, an welche die Tempelritter ihre Pferde banden.

In der Umfassungsmauer des Haram esch Scherif sieht man noch zwei Tore des Tempels von Jerusalem eingemauert.

Das eine, das goldene Tor, das nach dem Tal Kidron führt und durch das — nach einer glaubwürdigen Überlieferung — der Heiland am Palmsonntag unter dem Jubelgeschrei der Juden



Jerusalem, Goldnes Tor.



einzog, ist jetzt durch sarazenisches Mauerwerk verschlossen; übrigens wurde es mehrfach, zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenem Stil, ausgebessert. — Indes wir hier stehen und dem Pater S. zuhören, der uns das alte Bild dieser Stätte zu rekonstruieren sucht, sind unsere Gedanken so tief in die Ferne der Zeiten versunken, daß wir nicht mehr überrascht sind, wenn er sagt:

„Oh! das ist belanglos, das ist nicht sehr alt, aus der Zeit des Herodes!“

Das andere, das doppelte Tor, jetzt ebenfalls vermauert, war früher das „Tor der Mitte“. Wer von Ophel aus zum Tempel hinan stieg, mußte durch dies Tor eingehen, jedenfalls auch Salomo, als er die Königin von Saba geleitete. Die Archäologen streiten darüber, ob die letzten Ausbesserungen aus der Zeit des Herodes oder aus dem byzantinischen Zeitalter stammen. Es ist von unterirdischen Gewölben umgeben, die ihr Geheimnis bewahren, und ruht auf zyklopischen Grundsteinen; weit mehr noch als das andere ist es von schwerfälligem, finsterm Stil.

Die Monolithsäule, die es in der Mitte teilt, ist wahrscheinlich einer der letzten aufrecht stehenden Trümmer des Salomonischen Tempels; sie ist gedrungen, kolossal und endigt in einem naiven Palmenkapitell; der Türsturz, den sie trägt, ist einer der gewaltigen Steine, welche die Menschen früherer Zeiten wie Strohhalme bewegten, die aber unsere heutigen Maschinen unter ihrer Last zermalmen würden.

Das Tor steht hier wie das Überbleibsel irgendeines Baues, den Riesen bei Nacht errichtet haben. Unter seinem dicken Kalkbewurf erscheint es unbegreiflich. Vor dieser Säule und diesem Türsturz sucht die Phantasie sich zu vergegenwärtigen, wie der Tempel des Herrn in der ganzen Herrlichkeit seiner ersten Größe gewesen sein mag. Heute ist aus ihm der Haram esch Scherif geworden, in dessen Mitte eine blaue Moschee einsam thront.

IX.

Montag, 2. April.

Heute morgen außerhalb der Mauern Jerusalems begegneten wir dem Begräbnis einer russischen Pilgerin; es sterben ihrer so viele während ihrer Reise nach Palästina!

Eine alte Frau, wie gelbes Wachs, die mit unbedecktem Gesichte von andern Matuschkas fortgetragen wird. Pilger und Pilgerinnen folgen zu Hunderten: alle alten, verblichenen Röcke sind da, die alten Pelzmützen, die grauen Bärte der Mushiks, die ganze schwärzliche, schmutzige Menge. In ihren Blicken jedoch strahlt triumphierender Glaube; man findet die Tote so glücklich, beneidet sie so sehr, im heiligen Lande gestorben zu sein . . . Ach, dieser Glaube! . . .

Abends beim Sonnenuntergang, als ich von meinem Besuche bei den Mönchen der heiligen Anna kam, war ich ganz in der Nähe der bewachten Einfassung des Haram esch Scherif, ganz nahe bei der wahrscheinlichen Stätte vom Richthaus des Pilatus und dem Anfangspunkte des Leidensweges, in einem düsteren, öden Stadtteil.

Die liebenswürdigen Brüder der heiligen Anna hatten mir soeben ihre alte Kreuzfahrerkirche gezeigt und mich in ihren Garten geführt, um mir

eine neuerdings von ihnen ausgegrabene Piszine zu zeigen: wahrscheinlich der Teich von Bethesda.

Sie waren mit mir in die tiefen Gewölbe gestiegen, wo nach einer glaubwürdigen Überlieferung das Haus der heiligen Anna, der Mutter der Jungfrau Maria, gestanden hat und wo, was bestimmt feststeht, die Einsiedler des Karmel, die Christen des ersten und zweiten Jahrhunderts, lange vor der heiligen Helena durch ein Kellerloch hinabstiegen, um ihre heimlichen Andachten zu halten.

Beim Verlassen der altehrwürdigen Stätte lebte die ganze Vergangenheit wieder in mir auf, und nun mußte ich in der stillen, goldenen Dämmerung zwischen Mauern und traurigen Ruinen den ganzen Leidensweg entlang gehen, um in die neuen Stadtteile am Tore nach Jaffa, wo ich wohne, zu gelangen.

Zu meiner Linken wurden soeben die Tore der Umfassungsmauern des Haram esch Scherif geschlossen, der von der Stunde des Mohgreb ab völlig unbetretbar ist, und vor mir zog sich, zwischen finsteren Mauern gepreßt, eine Art Todesgasse hin, die zum Leidensweg führt.

Diese Straße, wie sie heutzutage verehrt und erst seit dem sechzehnten Jahrhundert anerkannt wird, ist im einzelnen fiktiv, aber in der Richtung und dem Gesamtverlauf ohne Zweifel echt; besonders hier in der Trümmergegend, die den Palast des Pilatus umgibt, hat sich jedenfalls weniger geändert als weiterhin, in der Nähe von

Golgatha. Das alte römische Pflaster dürfte ein paar Fuß unter dem jetzigen Pflaster liegen, und ein Teil dieser alten Mauern, die jetzt tiefer als damals im Boden stecken, sah vielleicht Christus mit dem Kreuze vorübergehen.

Der tiefeingeschnittene Weg ist heute abend einsam und schon dunkel; nur droben am First der rötlichen Steine spielt noch verlöschendes Licht. Die Sonne muß schon sehr tief stehen, dem Untergang nahe. Ich höre noch Orgelklang und Kirchengesang aus der Kapelle der heiligen Anna tönen, die ihre Pforten schon geschlossen hat.

Die Straße steigt mühevoll, düster und eng zwischen den beiden alten Mauerreihen hinan; manchmal ist sie von großen Bögen und Gewölberesten überspannt und dadurch noch mehr verdunkelt. Die Wände dieser dreißig Fuß hohen Mauern sind aus breiten römischen oder sarazenischen Steinen erbaut, alle von derselben etwas blutroten Farbe, hier und in ihrem Verfall von Pflanzen überwuchert und von Zeit zu Zeit durch gewaltige, ganz verwitterte Strebepfeiler gestützt.

Andere Straßen kreuzen sie ebenso tot und leer, ohne Fenster, ohne jede Öffnung, fast durchweg von schweren Rund- oder Spitzbögen überwölbt, und verlieren sich in der Ferne in dem geheimnisvollen Dunkel einer Totenstadt. In der Tiefe dieser Gassen huschen kaum ein paar Gespenster dahin: verschleierte Frauen oder Beduinen in grauen Mänteln.

„Hic flagellavit“ . . . steht auf einer weißen Marmorplatte, die über einer Tür eingefügt ist. Ach! es ist die Kapelle der Geißelung Christi, und alsbald beginnt der Leidensweg. Hier ist die türkische Kaserne, wo ehemals der Palast des Pilatus gestanden hat, die erste Kreuzesstation. Von nun an sind alle folgenden Stationen bis zum heiligen Grabe durch Inschriften oder Säulen bezeichnet.

Wie ich weiterschreite, verhallt allmählich der Gesang der Mönche von Sankt Anna in der tiefen, andächtigen Stille, die sich mit der Dämmerung über Jerusalem breitet. Aber nun höre ich andre Orgeltöne und Kirchenlieder; ich komme an einem anderen Kloster unter dem römischen Bogen des Ecce homo[1]) vorüber. Es sind die Töchter Zions, die zur Ehre des Erlösers hinter diesen Mauern singen.

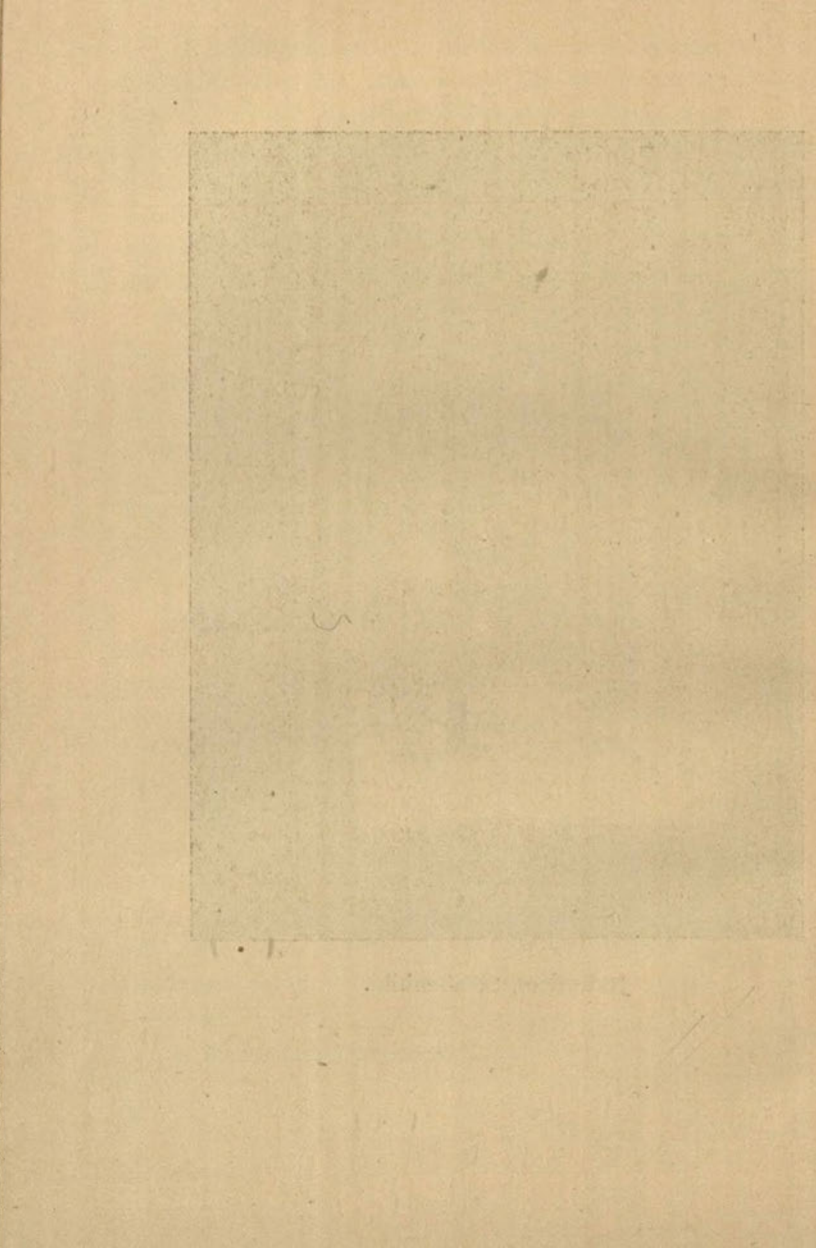
Der Leidensweg steigt weiter, düster und einsam, bisweilen mit Knicken und jähen Biegungen zwischen den finsteren Häusern. Die letzten Goldlichter verschwinden von den Spitzen der höchsten Steine, und der Gesang der Töchter Zions wird immer leiser; aber über der quetschenden Enge der Mauern sehe ich jetzt den grauen Schattenriß eines höhergelegenen Teiles von Jerusalem sich vom warmen Himmel absetzen: einen Haufen kleiner jahrhundertealter Kuppeln mit zwei Minaretten, die schon zu Ehren des Ramadan ihren Feuerkranz tragen.

---

1) Evangelium Johannis XIX, 5.



Jerusalem, Straßenbild.



Der Gesang der Töchter Zions ist verhallt, aber andere, begeisterte, schrille Glaubensrufe kommen zugleich von verschiedenen Punkten der Stadt und durchschneiden die Luft wie lange Raketen! Die Muezzins singen den Mohgreb! . . . Oh! Jerusalem, heilig für Christen, heilig für Mohammedaner, heilig für Juden, immerdar von Wehklagen und Gebeten erfüllt! . . .

Der Weg steigt immer bergan. Manchmal stehen quer darüber sarazenische Häuser, wie finstere Brücken, die darüber geschlagen sind, — Häuser, die von oben herab durch mißtrauische, kleine Fenster mit eisernen Gittern und Spitzen herabsehen.

Die Rufe der Muezzins sind verstummt; Dämmerung und Schweigen werfen ihren Zauber auf den Leidensweg, den ich gestern beim hellen Sonnenschein banal und enttäuschend fand. Das geheimnisvolle Halbdunkel verklärt ihn. Sein Name schon, den ich mir leise vorsage, ist eine heilige Musik! Die große Erinnerung scheint überall, aus jedem Stein zu singen. . . .

Langsam bin ich bis zur siebenten Station des Kreuzesweges gekommen, an das Richttor, durch das Jesus schritt, als er von Jerusalem kam, um nach Golgatha zu steigen. Dann muß ich ohne Übergang nach der Einsamkeit der Unterstadt einen dunklen, lärmenden Ort durchschreiten, der mit Arabern und Kamelen angefüllt ist. Es ist der Ölbazar, lauter kleine, vollständig überwölbte Gassen, die von den Kreuzfahrern herrühren und

jetzt den Mittelpunkt eines unausgesetzten Gewimmels von Beduinen bilden. Es ist dunkel hier; in den Buden, wo Öl und Getreide verkauft werden, sind die Laternen schon angezündet; in den engen Gassen wird man von Leuten im Burnus angerempelt, durch das Geschrei der Händler und der Kamelsglocken betäubt.

Hinter diesem gedeckten Basar wird es wieder still, und die Kirchengesänge beginnen von neuem. Ich bin am Ende des Leidensweges — am Heiligen Grabe! Wie stets, ist das Tor der Kirche weit offen, und psalmodierender Gesang tönt daraus hervor.

Heute abend sind es Armenier in der Trauerkutte, die dicht am Eingange singen, während sie den „Stein der Salbung" beweihräuchern und sich niederwerfen, um ihn zu küssen; der Hauptpriester trägt ein goldenes Meßgewand und eine rote Priestermütze.

Die Messe ist beendet und sie ziehen in Prozession in das dunkle Labyrinth der Kirchen, wie stets, als ob sie es sehr eilig hätten, in einem andern Teil dieser Andachtsstätten zu beten, wo jeder Stein täglich mit Weihrauch beräuchert und unter Tränen geküßt wird. Sobald aber ihr Gesang in der Tiefe der Wölbungen verhallt ist, nähert sich ein anderes Geräusch aus dem dunklen Grunde, schwer und wuchtig, wie der Tritt einer Menge, die in den hallenden Gängen leise Gebete murmelt. Es ist eine Pilgerschar aus dem Kaukasus, die ich heute morgen in Jerusalem ein-

ziehen sah. Sie kommen aus den unterirdischen Kapellen, und nun, da ihr Tagewerk vollbracht, gehen sie hinaus. Sie umschreiten das Tabernakel des heiligen Grabes, küssen jeden Stein, halten mit beiden Händen Kinder in die Höhe, damit auch sie küssen können, und ihre tränenfeuchten Augen sind in brünstigem Gebet zum Himmel erhoben. . . .

Wahrlich! ist es möglich, daß so viel Flehen — mag es auch kindlich, ja abgöttisch und durch plumpe Einfalt entstellt sein — von niemand gehört wird? . . . Ein Gott, — oder auch nur eine höchste Vernunft des Daseins — sollte so leidgequälte, nach Ewigkeit und Wiedersehen dürstende Geschöpfe entstehen lassen, um sie alsbald wieder ins Nichts zu versenken! — Nein! nie ist mir diese stumpfsinnige Grausamkeit so unmöglich erschienen wie heute abend, und nun gewinnt dieser einfache Vernunftschluß, — alt wie die Philosophie, die ich stets ebenso leer wie ihn selbst fand — an dieser Stätte, angesichts dieser großen Kundgebungen menschlichen Elends am heiligen Grabe, einen Anschein von Stärke und erweckt in meinem Innern unverhofft und lieblich die alten toten Hoffnungen wieder! Brüderlich segne ich die an mir Vorüberziehenden für das wenige Gute, das sie an mir getan haben, während sie im Dunkeln ihre hoffnungsvollen Gebete murmeln. . . .

X.

Dienstag, 3. April.

Ich stehe auf der hohen Terrasse des Klosters der Töchter Zions, zur hellen, schon vergoldeten Stunde, die dem Abend vorangeht, und blicke wie aus der Vogelschau über die ganze heilige Stadt. Die beiden Klosterfrauen, die so freundlich sind, mich herumzuführen — hervorragende Nonnen, nachdem sie in der Welt vornehme Damen gewesen — zeigen und erklären mir die vor uns ausgebreitete Stadt, in der sie nun wohnen und fröhlich sterben wollen. Die Ruinen, Kirchen und Klöster, die unzähligen kleinen Kuppeln aus hellgrauen Steinen, die großen, düsteren Mauern und wüsten Stellen, alles das entrollt sich vor unsern Augen wie ein ungeheures Bild schwermütiger Verlassenheit. Wir sind fast mitten im mohammedanischen Viertel, und die ersten Kuppeln, die ersten Terrassen zu unseren Füßen gehören zu geheimnisvollen Wohnungen. Wir befinden uns dicht über einem kleinen Kloster indischer Derwische, in dem die mohammedanischen Pilger vom fernen Orient Aufnahme und Unterkunft finden. Es ist ein seltsamer, elender Ort, wo jetzt Frauen und Katzen, in der Abendsonne träumend, auf den alten steinernen Dächern sitzen. Weiter

im Westen erstreckt sich die Jaffaer Vorstadt, die Konsulate, die Gasthöfe, alle modernen Bauten, von hier aus kaum sichtbar, zumal wir ihnen den Rücken kehren. Südwestlich liegen die griechischen Stadtteile, das Armenierviertel und das schwärzlich aussehende Judenviertel. Tausende von kleinen, gleichmäßigen Kuppeln, wohl Jahrhunderte alt, mit einigen Minaretten und Kirchtürmen, und das alles von hohen Wallmauern mit sarazenischem Zinnenkranz umschlossen und von der steinigen, öden Landschaft getrennt.

Über den ganzen Südosten dehnt sich der Bezirk des Haram esch Scherif mit seiner heiligen Einsamkeit. Einsam und prächtig thront dort die blaue Moschee. Über die Umfassungsmauern hin erheben Gethsemane und der Ölberg ihre grauen Gipfel. Und über alles hinweg in fast unwirklicher Ferne ragen die blauen Moabiter Berge. Von hier oben aus der Vogelschau hat der große Vorplatz mit seinen vereinzelten Zypressen, die wie schwarze Tränen hineingezeichnet sind, mit seinen Kiosken und Mihrabs, seinen weißen Marmorbögen um die wunderbare Fayence-Moschee einen unendlich schwermütigen Reiz. Jetzt erblicken wir Menschen in dem gewöhnlich leeren Raum, mohammedanische Pilger, von hier aus gesehen wie winzige Pygmäen. Ein Zug leuchtender roter oder gelber Gewänder, der aus dem blauen Gotteshause kommt und sich langsam über den öden Vorhof entfernt: eine Szene der

Vergangenheit, sollte man glauben, indes die Sonne immer tiefer sinkt, ihr Licht immer goldener auf Jerusalem fällt und dort weitab die ruhige Linie der Moabiter Berge die violetten und rosigen Tinten des Abends annimmt. . . .

Die Töchter Zions haben eine der neidenswertesten Stellen Jerusalems inne.

Der römische Bogen des Ecce homo, der den Leidensweg gegenüber dem Kloster überspannt, setzt sich hier in einem zweiten, ähnlichen Bogen fort; sie haben ihn unberührt gelassen mit seinen alten, verwitterten, rotbraunen Steinen, die einen seltsamen Eindruck wachrufen: wahrscheinlich sind es Trümmer vom Richthause des Pilatus, die nun mitten in ihrer schneeweißen, schlichtvornehmen Kapelle stehen.

Als die Schwestern den Boden unter dem Kloster aufgraben ließen, fanden sie andere, höchst fesselnde Ruinen: eine kleine römische Wachstube, — wahrscheinlich für die Soldaten des Richthauses, — den Anfang einer Straße mit antikem Pflaster, welche in derselben Richtung wie der heute anerkannte Leidensweg läuft, endlich Eingänge in unterirdische Gänge, die zum Haram esch Scherif, dem Tempelbezirk, zu führen scheinen. Wird so überall, unter den Klöstern und Kirchen, zehn bis zwölf Meter unter der jetzigen Schicht weiter gegraben, so ist Jerusalem zur Zeit Christi zu rekonstruieren.

Bei den Töchtern Zions verliert sich der unterirdische Gang, und die Straße natürlich in

dem anstehenden Erdreich, sobald man an die Grenze des Klosterbezirks kommt. Aber weiterhin, an verschiedenen Orten, sollen andere Klöster die Ausgrabungen fortgesetzt haben. Unter jedem Kloster liegen Gewölbe, die tief hinabführen, und schon jetzt läßt sich, wenn man die einzelnen Stücke der Herodianischen Straßen, die Trümmer der alten Wälle im Geiste zusammenfügt, Christi Weg bis nach Golgatha auffinden und verfolgen.

Was bei diesen Nachgrabungen ganz besonders auffällt, ist die Erhaltung des alten Pflasters, die Glätte der rötlichen Steine, die jahrhundertelang unter der Erde die Abnutzungsspuren bewahrten . . . Selbst hier, auf einer der Steinplatten sieht man ein mit dem Messer plump eingeschnittenes Spiel ähnlich unserer Zwickmühle, ein Spiel, das die römischen Soldaten eingekratzt haben, um sich die Zeit auf der Wache zu vertreiben. . . .

Oh, wie ergreifend ist diese kindliche Kleinigkeit, und wie belebt sie mir plötzlich den gespenstischen Ort! . . .

Sind wir wirklich in der Wachtstube des Richthauses? Dieses Überbleibsel einer Straße, die von hier in grabesähnlichem Dunkel ausgeht, um sich in der Erde zu verlieren, ist es wirklich der Anfang des Weges, auf dem Christus nach Golgatha ging? Nichts berechtigt zu dieser Annahme, trotz ihrer großen Wahrscheinlichkeit; aber der Schwester, die mich begleitet und mit ihrer Laterne die tausendjährigen Mauern be-

leuchtet, ist es gelungen, mich für einen Moment mit ihrer glühenden Überzeugung anzustecken; ich stehe vor diesen Trümmern nun ebenso bewegt wie sie und für ein Weilchen zweifle ich nicht mehr. . . . Das Brettspiel am Boden zieht meine Blicke an und hält sie gebannt . . . Fast sehe ich jetzt die Soldaten des Pilatus, wie sie um das Spiel hocken, indes Jesus im Richthause verhört wird. Ein ganzes Bild erhebt sich in meinem Geiste. Unwillkürlich, plötzlich stehen die Szenen der Passion in ihrer ganzen Wirklichkeit, mit ihren sehr menschlichen, kleinlichen Einzelheiten vor mir. Ohne daß es großer Massenszenen bedürfte, erscheinen sie mir hier seltsam gegenwärtig, ohne den Nimbus, mit dem die Jahrhunderte sie umgaben, verkleinert, wie alle Dinge zur Stunde der Ausführung, und ohne Zweifel in die wirklichen Verhältnisse zurückgeführt. . . . Da zieht er an mir vorüber, der kleine Zug der zum Tode Verurteilten, wie sie ihre Kreuze über das alte rötliche Pflaster hinschleppen. Es ist noch früh, am Morgen eines wolkigen Frühlingstages von Judäa. Sie ziehen genau hier vorüber, zwischen den lange verschütteten Mauern, die meine Hände berühren — sie ziehen vorüber, von einem Schwarme früh aufgestandener Tagediebe begleitet; furchtsam folgen von weitem einige Jünger und Frauen, die während der ganzen vorhergehenden Nacht in Angst und Tränen am Feuer gewacht haben. . . .

Das Begebnis, das die Welt umgestaltete, das

noch nach neunzehnhundert Jahren begeisterte Mengen nach Jerusalem führt, die sich auf den Knieen heranschleppen, um Steine zu küssen, es erscheint mir in diesem Moment wie eine kleine, dunkle Schandtat frühmorgens in aller Eile abgetan, inmitten einer Bevölkerung, deren tägliche Gewohnheiten kaum dadurch gestört wurden. . . .

Während ich neben der weißgekleideten Nonne in dem unterirdischen Gewölbe weiter schreite, entrollt sich meine Vision, unregelmäßig, urplötzlich in wenigen flüchtigen Sekunden, mit Unterbrechungen und Lücken, wie im Traume. . . . Jetzt nach der Kreuzigung hat sich die Menge bereits zerstreut, es ist still geworden; das Kreuz streckt unter dem düster gewordenen Mittagshimmel seine beiden großen Arme aus, überragt den First von Jerusalems Mauern, ist sichtbar im Innern der Stadt und wird von den Terrassen aus von stillen Frauen mit entsetzten Augen betrachtet. . . . Oh! wie menschlich sind die Tränen, die an diesem Tage um Jesus vergossen werden! . . . Seine Mutter, deren Schwester, seine Brüder, seine Freunde beweinen ihn, weil sie ihn mit menschlicher Liebe liebten, mit der bangen Zärtlichkeit dieser Welt. Gibt es wohl etwas schlichter Irdisches als die Stelle im Evangelium Johannes, die mir plötzlich ins Gedächtnis zurückkommt:

„Da nun Jesus seine Mutter sah und den Jünger, den er lieb hatte, spricht er zu seiner Mutter: Weib! siehe, das ist Dein Sohn! Darnach spricht er zu dem Jünger: Siehe, das ist

Deine Mutter, und von der Stunde an nahm sie der Jünger zu sich.“ (Johannes XIX, 26, 27.)

Endlich das letzte Bild, das kalt und unerwartet den Traum beendet: der Abend des entsetzlichen Tages. Die Dinge gehen ihren gewohnten Gang weiter, nehmen ihren unbewußten Lauf wieder auf; unglaubliche Ruhe herrscht, wie nach einer gewöhnlichen Hinrichtung. Die jüdische Bevölkerung kehrt zu ihrem Handel und zu ihren Festen zurück und rüstet ihr Passah nach dieser fast unbemerkten Schandtat, nicht ahnend, daß ihre Nachkommen die Schmach und die Schuld von Jahrhundert zu Jahrhundert mit sich schleppen werden.

Als wir aus dem Gewölbe heraustreten und wieder festen Fuß in der Gegenwart und der heutigen Umgebung fassen, da ist es, als ob wir aus der schwarzen Nacht der Zeiten träten, in die wir versenkt waren und in der unsere geistigen Augen alte Gespenster sahen. . . . Nie hatte ich mich Christus so menschlich nahe gefühlt — dem Menschen, unserm Bruder, — der, was für jedermann unstreitbar ist, — in ihm lebte und litt. . . . Daran sind die geheimnisvollen Einflüsse dieses Ortes schuld, die alten herodischen Pflastersteine unter unsern Füßen, — das von den Soldaten des Pontius Pilatus eingeschnittene Brettspiel, all diese Erinnerungen, die von jedem Steine hier ausströmen. . . .

XI.

Mittwoch, 4. April.

Als ich mich heute zu den Dominikanern begab, wo mich der Pater S. erwartete, um mir den Grundriß der alten Mauern Jerusalems zu zeigen und mir die neuesten Beweise für die Echtheit des heiligen Grabes darzulegen, kam ich an einem mit kurzem Gras und Gräbern bedeckten Hügel vorbei, welcher die „Schädelstätte Gordons“ genannt wird.

Vor etwa dreißig Jahren, als Gordon in diesem Lande seinen Träumen nachhing, fiel ihm eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Totenschädel auf, den die Felsen am Fuße des Hügels bilden. Daraufhin folgerte er etwas leichtfertig, dieser Hügel müsse die wahre Schädelstätte, das wirkliche Golgatha sein. Bis zu den letzten Jahren, bis zur Zeit der neuesten russischen Ausgrabungen, fand seine Meinung Glauben bei allen kritischen Gemütern, die glücklich waren, die alten Überlieferungen bemängeln zu können. Übrigens ist diese Ähnlichkeit der Felsen auffallend; besonders bei der heutigen Beleuchtung und dem Stand der Sonne tritt der Schädel, der mit seinen zwei Augenlöchern die schwermütige Gegend betrachtet, deutlich hervor.

Jetzt bin ich in dem stillen Studiersaal der Dominikaner. Wir betrachten eine große Wandkarte, worauf fast das ganze Jerusalem des Herodes gelehrt wieder hergestellt ist.

Zuerst konnte man sich nur schwer erklären, daß die Kaiserin Helena, die kaum zweihundertfünfzig Jahre nach Christus in die heilige Stadt kam, sich in der Lage Golgathas so gewaltig geirrt haben sollte. Allerdings trieben die Christen der ersten Zeiten in ihrer evangelischen Vergeistigung keinen Kultus mit irdischen Dingen. Doch einerlei: wie hätten sie so schnell vergessen können, wo das Martyrium des Heilands stattgefunden hatte, das damals kaum weiter zurücklag, als heute die Ereignisse des siebzehnten Jahrhunderts sind, z. B. die der Regierung Ludwigs XIV! Es blieb jedoch die sehr ernstliche Widerlegung: Nach den heiligen Schriften lag die wirkliche Schädelstätte an einem Tor und außerhalb der Mauern Jerusalems, indes die der heiligen Helena fast im Herzen der Stadt liegt. . . .

Auf der großen Wandkarte, die wir betrachten, sind die drei alten Mauerringe gezeichnet, wie man sie nach den Ausgrabungen und den Forschungen in alten Schriftstellern annimmt. Der erste Ring umschloß nur die ursprüngliche Stadt mit dem Tempel; der zweite erstreckte sich gegen Nordwesten, ließ aber die Schädelstätte und das Grab in einem einspringenden Winkel draußen; der dritte, heute noch bestehende, umschließt alles, ist aber erst nach Jesu Zeit errichtet.

Die letzten russischen Ausgrabungen haben nun diese Vermutungen über den Verlauf und den einspringenden Winkel der zweiten Mauer anscheinend glänzend bestätigt. Der Einwand ist also hinfällig und die ehrwürdige Stätte, wo seit so vielen Jahrhunderten unendliche, unaufhörliche Gebete zum Himmel steigen, kann wieder als echt gelten.

Als ich die Dominikaner verlasse, suche ich auf ihre Angaben hin die neuen Ausgrabungen auf. Ich trete durch das Jaffa-Tor in Jerusalem ein, durchschreite die Christenstraße und gehe am heiligen Grab, wie es Sitte ist, entblößten Hauptes vorüber. Dann poche ich an das Tor eines russischen Klosters, das sich ausnahmsweise trotz der späten Stunde für mich öffnet.

Hinter der Kapelle, fünf bis sechs Meter unter dem heutigen Boden, sieht man die wertvollen Entdeckungen, sorgfältig aufgeräumt, unter dem Schutz der großen, weiß getünchten Kirchengewölbe.

Zuerst eine herodische Straße mit geriefelten Pflastersteinen, wie die in den gestrigen Gewölben, — wahrscheinlich die Fortsetzung und das Ende des Leidensweges, der dort, unter dem Kloster der Schwestern Zions beginnt, um hier, dicht an der Kirche des heiligen Grabes, am Fuße von Golgatha auszulaufen. Dann sehen wir ein nicht zu bezweifelndes Stück der alten Wälle Jerusalems: die Schwelle, den Unterbau eines der Stadttore, durch welches der düstere Weg hinaus-

führt und sich ansteigend zur Kirche wendet, um sich dort unter den alten Terrassen am Fuße von Golgatha zu verlieren. Alle diese verwitterten Massen, von rötlicher Farbe wie die Erde, in demselben Zustande, wie sie damals gewesen, und jetzt unter den weißen Gewölben ohne Zierat, ohne Altar, ohne Lampen, wirken wie die toten Überreste der Museen, nur mit der Ausnahme, daß sie am Platze geblieben und tief mit dem Boden verwurzelt sind. Die Wallmauer besteht aus Felsblöcken von zyklopischen Abmessungen, ein Kennzeichen der alten Bauten, und die Schwelle dieses Stadttores, ein Riesenstein, zeigt noch die Löcher der ungeheuren Torangeln und den Einschnitt in der Mitte für die Verschlußstangen.

Seltsam und einzig ist diese Straße, die sich alsbald in einer undurchdringlichen Mauer verliert. Dennoch läßt sie den Aufstieg und die Richtung der Schädelstätte durch ihren verstümmelten, zerstörten, aber nicht abzuleugnenden Ansatz erraten. Wie ergreifend ist diese Schwelle, die den Glanz der tausendjährigen Abnutzung beibehalten hat, und die zweifellos Jesu Füße unter der schweren Last des Kreuzes betreten haben! . . . „Was suchet Ihr den Lebendigen bei den Toten?“ fragte der Engel, der die Auferstehung verkündete. (Lukas XXIV, 5.) Diese Worte sind zum Wahlspruch der evangelischen Christen geworden, für welche die heiligen Stätten kaum da sind. Aber ich gehöre

nicht mehr zu ihnen, ebenso wie ich niemals zu denen gehören werde, die Jesus verachten oder ihn vergessen; ich bin unter die Zahl derjenigen getreten, die ihn verzweifelt unter den Toten suchen. Ich verfolge hier überall seinen vielleicht nicht vorhandenen, doch anbetungswürdig und lieblich gebliebenen Schatten. Ohne es selbst zu begreifen, erliege ich dem Zauber der Erinnerung — nur der menschlichen Erinnerung, die allein noch die Macht hat, wohltätige Tränen fließen zu lassen. Ich demütige mich und stehe andächtig vor der düsteren alten Schwelle, über die vielleicht Jesus seine letzten Schritte tat, als er mit Bangen dahin ging, wie der Geringste unter uns, beim großen Rätsel des Endes. . . .

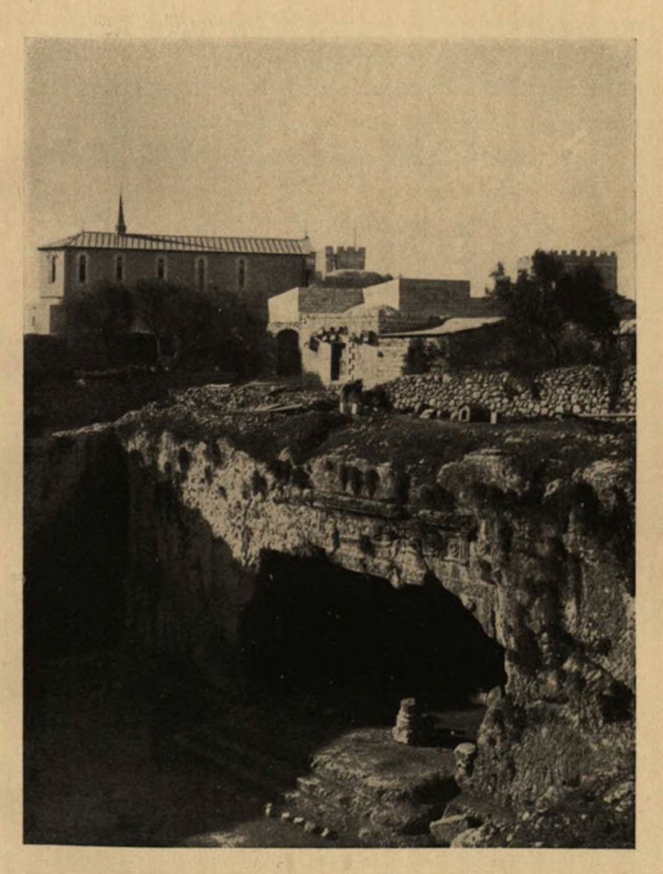
XII.

Donnerstag, 5. April.

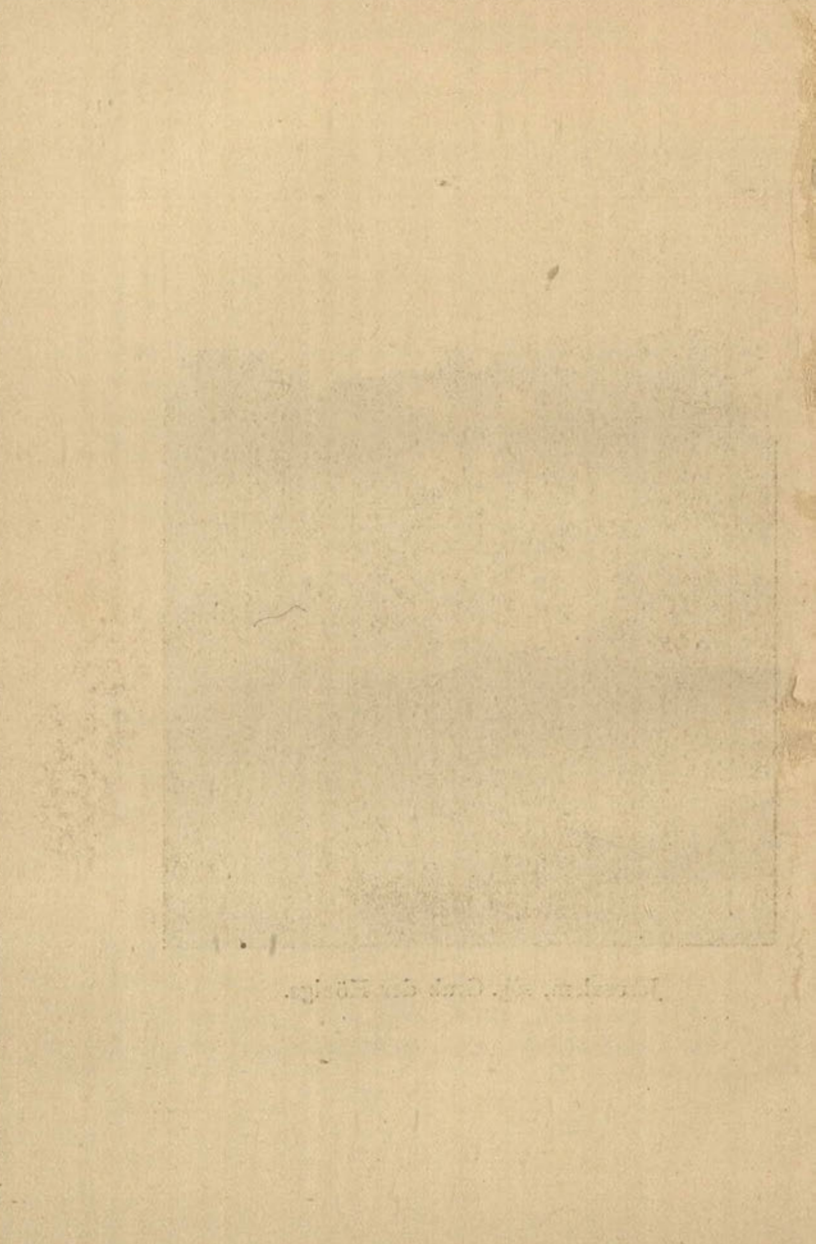
Bei Sonnenuntergang bin ich zu Pferde in der traurigen Umgebung Jerusalems nach Osten und Norden herumgeirrt. Wie bleich ist hier der Frühling! bleich, verschleiert und kalt. Freilich sind wir auf der Hochebene Judäas, etwa achthundert Meter über dem Meeresspiegel, schon in der Gegend des Windes und der Wolken. Eine Landschaft von grauen Steinen, mit kümmerlichen Ölbäumen dünn besät. Der Boden ist mit kurzem, spärlichem Gras bedeckt; und immer dieselben Blumen, Anemonen, Iris und Zyklamen.

Gegen Abend hat sich ein recht kühler Wind aufgetan; lange, zerfetzte Wolken kommen aus Westen und ziehen am gelben Himmel hin. Überall Ruinen, Höhlen und Gräber, und bisweilen taucht zwischen den steinigen Hügeln und Tälern in der Ferne die Mauer Jerusalems auf, stets düster und hoch, und beschwört die großen Gestalten der Kreuzfahrer und Saladins herauf.

Ich verweile an den beiden unterirdischen Totenstätten, die labyrinthartig in das Herz der Felsen gehauen sind und von allen Reisenden besucht werden. Die eine heißt „die Gruft der Könige", wahrscheinlich die Grabstätte der



Jerusalem, sog. Grab der Könige.



Königin von Adiabene und ihrer Söhne; die andere „das Grab der Richter", nach den neueren Archäologen für die Mitglieder des Synedriums ausgehöhlt. Beide geben Zeugnis vom großartigen Prunk der alten Zeiten, beide sind leer, geschändet und wer weiß wie oft während der Eroberungen und Plünderungen durchwühlt.

XIII.

Freitag, 6. April.

Diesen Tag hatte Pater S. dazu bestimmt, mich in das Tal Josaphat und nach Gethsemane zu führen.

Gestern starb der russische Archimandrit; seine Leiche soll heute auf den Ölberg, oberhalb Gethsemanes, gebracht und dort beerdigt werden. Der Weg, den wir einschlagen, windet sich nördlich um die Mauern Jerusalems herum; er wimmelt von Menschen, die den Leichenzug sehen wollen. Alle Bettler, alle Krüppel, alle Blinden sitzen wie Zwerge auf den Einfassungssteinen des Weges am Fuße der Wälle Selims II.

Als wir den östlichen Winkel der Stadt umgangen haben und sich das Tal Josaphat mit seiner tiefen Schlucht vor uns öffnet, erscheint es uns am heutigen Abend außerordentlich belebt. Sonst eine Stätte düsteren Schweigens, ist es heute ausnahmsweise voller Lärm und Leben. Griechen, Araber, Beduinen und Juden; besonders Frauen, Gruppen in langen, weißen Schleiern, die zwischen den Gräbern auf den Leichenzug des alten Archimandriten harren.

Zuerst steigen wir bis zum tiefsten Grunde herab, gehen durch das ausgetrocknete Bett des

Kidron und verweilen hier, ehe wir nach Gethsemane ansteigen, am Grab der Jungfrau Maria. Es ist eine alte Kirche aus dem vierten Jahrhundert, um deren Besitz sich seit über tausend Jahren alle Religionen streiten. Sie gehört jetzt den Armeniern und Griechen gemeinsam, aber die Syrier, die Mohammedaner, die Abessinier und Kopten besitzen je einen abgesonderten Platz, wo sie beten können; nur die Römisch-Katholischen sind ausgeschlossen. Äußerlich sieht man nur die düstere Front eines Grabmals, dessen schwarze Steine mit Mauerpflanzen überwuchert sind, in der Mitte ein altes, verfallenes Festungstor, mit riesigen eisernen Nägeln beschlagen, und eine eiserne Schwelle, die durch die Füße der Frommen abgenutzt ist.

Gleich beim Eintritt tiefe Dunkelheit und scharfer Moder- und Kellergeruch, mit Weihrauchduft vermischt, aufgehängte Lumpen und schmutzige, elende Betten, in denen die Hüter dieser mit Gold und Silber angefüllten Stätte schlafen. Vor uns führt eine monumentale Treppe unter einer Art Kirchenschiff in die Erde hinab; auch dies Schiff senkt sich rasch in die dunklen Tiefen hinunter. Seine abfallende Wölbung, mit schweren, ungeschlachten gotischen Bogen, ist das Werk der Kreuzfahrer, die nach ihrer Ankunft die byzantinische Unterkirche, damals eine halb verschüttete Moschee, vom Schutt reinigten; übrigens ist auf den Hauptsteinen noch das Zeichen der fränkischen Arbeiter des drei-

zehnten Jahrhunderts zu sehen. An der Abnutzung der Stufen, dem schwarzen Glanz der Mauern erkennt man sofort das hohe Alter.

Wir steigen hinab, und was wir unten erblicken, gleicht eher einer Grotte als einer Kirche. Doch von der Wölbung hängen, gleich wunderbaren Tropfsteingebilden, Hunderte von goldenen und silbernen Lampen in Girlanden oder Rosenkränzen herab.

Das Innere dieser Krypta ist unregelmäßig und gewunden; lauter kleine, unverständliche Winkel, wo jeder Altar der fünf bis sechs feindlichen Bekenntnisse sich von dem andern abzusondern sucht; in einer Ecke, nicht fern vom Grabe, und inmitten so vieler christlicher Symbole erblickt man sogar einen kleinen Mihrab für die Mohammedaner, die bekanntlich eine besondere Verehrung für „Frau Maria, die Mutter des Propheten Jesus“ haben.

Der Kontrast zwischen dem Reichtum der überall angehäuften alten Goldschmiedearbeiten und dem tausendjährigen Verfall und Niedergang wirkt noch viel befremdender als in der heiligen Grabeskirche: halbzerbrochene Gewölbe, verwitterte Steine, grobe Maurerarbeit, unterirdische Felsstücke; alles schwarz und rußig, Feuchtigkeit ausschwitzend, voller Staub und Spinngeweben. Überall herrscht Grabesdunkel; wir sehen finstere, seit Jahrhunderten vermauerte Gänge, Treppenansätze, die früher Gott weiß wohin führten und sich jetzt in der Erde ver-

lieren. Auch andere Gräber sind noch da, sie gelten für die des heiligen Josef, der heiligen Anna und der Verwandten der Jungfrau; sogar eine Zisterne, deren Wasser wundertätig sein soll. Hier und da hängen alte Brokate, auf den Fels genagelt, in Fetzen herunter, oder alte orientalische Stickereien verfaulen und zerfallen an den Wänden. Kerzen und Weihrauch schwelen fortwährend in der erstickenden Grabesluft, unter unzähligen geweihten Lampen und Kronleuchtern aller Zeiten und Stile, die wie ein Regen, wie goldner und silberner Reif herabfallen.

Die Echtheit dieses sonderbaren Heiligtums ist sehr zu bezweifeln; sie ist sogar, in aller Form, durch das dritte Konzil zu Ephesus im Jahre 341 widerlegt worden. Nach dessen Angabe befindet sich das Grab der Jungfrau in Ephesus selbst, neben dem des heiligen Johannes, ihres Adoptivsohnes. Die Gelehrten streiten auch darüber, ob wirklich die heilige Helena die ursprüngliche Kirche zugleich mit der des heiligen Grabes gegründet hat. Wie dem auch sei, dieser Ort bleibt trotz seiner kindlichen Barbarei einer der seltsamsten Jerusalems.

Als wir auf der breiten schwarzen Treppe der Kreuzfahrer aus dem Dunkel emporsteigen, hören wir von außen herrlichen, ernsten Gesang ertönen. Ein Männerchor mit vollen Stimmen, der näher kommt. Es ist das Leichenbegängnis des Archimandriten, das von der Menge erwartete Schauspiel, das sich uns nun beim Verlassen der

unterirdischen Kirche im plötzlich wieder strahlenden Tageslicht darbietet.

Voran gehen Leute in Brokatgewändern, die an langen Stielen silberne Kreuze und goldene Sonnen tragen; dann die Priester, die Sänger des Trauerzuges und schließlich der alte Archimandrit mit unbedecktem, fahlem Gesicht, in Blumen gebettet. So zieht er an uns vorüber, überschreitet das Bett des Kidron, und mit den Füßen voran, höher als der Kopf, besteigt er jetzt den heiligen Berg, wo er ruhen soll. An die alte eiserne Pforte gelehnt, sehen wir zu. Neben uns wenden knieende Mohammedaner ihm verächtlich den Rücken zu und beten zu „Frau Maria", ehe sie zu ihrem Grabe hinabgehen; sie tragen den grünen Turban der Pilger, die von Mekka zurückkommen. Diese betende Gruppe in wunderlichem Gemisch neben dem Zuge des russisch-orthodoxen Ritus ist reiner Islam; das Ganze kennzeichnet trefflich das Babel der Religionen: Jerusalem. . . .

Wir sind nun im tiefsten Teil der Schlucht; hinter dem Leichenzug, der sich mit seinem Gesang und seinen Symbolen entfernt, entrollt das düstere Tal Josaphat unendliche Gräberreihen: auf der östlichen Seite die Gräber Israels, von Gethsemane und dem Ölberg überragt; auf der westlichen die mohammedanischen Kirchhöfe, terrassenförmig übereinander und von den hohen, grauen Mauern Jerusalems gekrönt. . . .

Wir begeben uns nach Gethsemane, und ich

hätte Stille gewünscht. Zum erstenmal im Leben werde ich dort eingehen. Oh, wie bang betrete ich den Ort, dessen Name allein aus der Ferne voll großen, tiefen Zaubers ist. Diese Menschenmenge, das prunkvolle Leichenbegängnis, all das Volk, das sich da wie zu einem Schauspiel versammelt hat, konnte ich nicht vorausahnen . . .

Zuerst treten wir in die sogenannte Grotte der „Todesangst", jetzt eine Kapelle mit gewölbter Felsdecke, die seit dem 14. Jahrhundert für die Stelle gilt, wo Jesus mit dem Tod gerungen, die aber nach einer glaubwürdigen früheren Überlieferung die Zufluchtsstätte war, in der die Jünger in der Leidensnacht schlummerten. Wenn es viele heilige Stätten in Jerusalem gibt, deren historische Echtheit nur wahrscheinlich ist, so kann doch diese nicht bestritten werden, so wenig wie Gethsemane, das zu keiner Zeit der Geschichte seinen Namen verändert hat.

Die kleinen, sehr alten, sehr bescheidenen und verwahrlost aussehenden Altäre entstellen die Grotte nicht, die sich seit neunzehnhundert Jahren wenig verändert haben muß. In einer kalten Frühjahrsnacht, wie der heutigen, schlummerten hier die Apostel, niedergedrückt von Angst und Erschöpfung. (Matthäus XXVI, 40, 43. Markus XIV, 40.) Christus hatte sich von ihnen entfernt, „einen Steinwurf weit", und in der Erwartung des Todes betete er und sammelte sich. Er kam dreimal an diesen Ort zurück, um die Jünger zu wecken, und hier wurde er schließlich von den

bewaffneten Häschern, die mit Laternen und Fackeln herbeigeeilt waren, umringt und gefangen.

Der Fels, der sich stumm über unsern Häuptern wölbt, hat diese Dinge gesehen und gehört . . .

Wer in den Garten Gethsemane am Abhang des Ölberges eintreten will, muß an die Tür eines Franziskanerklosters klopfen, dessen Mönche den Ort eifersüchtig hüten.

Ein Miniaturgärtchen, ringsum eine weiße Mauer, auf welche die Kreuzesstationen gepinselt sind, acht Ölbäume — tausendjährig, wenn nicht Jesu Zeitgenossen, — hinter Gittern geborgen, um den Pilgern das Abpflücken von Zweigen zu verwehren; ringsum kleine Blumenbeete, die ein Klosterbruder jätet, und auf denen gewöhnliche Frühlingsblumen wachsen: gelbe Levkojen und Anemonen . . . Von der großen Erinnerung besteht nichts mehr an dem banal gewordenen Ort. Wahrlich, die Mönche haben ein Kunststück zu Wege gebracht: aus Gethsemane etwas so Kleinliches und Gewöhnliches zu machen! Wir gehen fort, mit enttäuschter Phantasie und verschlossenem Herzen. . . .

Zum Glück — kann man sagen — beschränkt sich die Stätte von Christi letztem Flehen nicht auf diese hundert Meter. Neben der kleinen Einfriedigung der Franziskaner sieht man auf dem steinigen Berge noch andere Olivengärten mit tausendjährigen Stämmen. Dorthin können wir in den kalten, stillen Nächten zurückkehren, um allein zu träumen und die Schatten zu rufen. . . .

Bald nehmen uns die Eindrücke der großen Vergangenheit wieder vollständig ein, als wir bei sinkendem Tage in den unberührt gebliebenen, öden Teil des Tales Josaphat zurückkehren. „Sehen Sie hier," sagt der weißgekleidete Pater, „hier sieht manches noch so aus, wie zu Jesu Zeit." Und er zeigt uns in dem düster vor uns ausgebreiteten biblischen Lande die Veränderungen, und die stets gleichbleibenden nie veränderten Dinge. Zwischen den Grabsteinen, auf dem von menschlichen Gebeinen erfüllten Boden, lassen wir unsere Blicke eine Weile auf dem gegenüberliegenden Jerusalem ruhen, das, von hier aus betrachtet, wie eine gespenstische Stadt über dem Tale des Todes steht. Die allgemeine Form der Berge ist natürlich unverändert geblieben. In unserer Nähe, auf dem östlichen Abhang, den wir hinabsteigen, liegt die unendliche Menge der Gräber Israels. Dort unten hinter uns blickt Siloa: Haufen von Ruinen und Grabhöhlen, die heute den wilden Beduinen als Unterschlupf dienen, in das düstere Tal hinein. Zu unserer Linken das alte, verlassene Ophel, nur noch ein Hügel mit Ölbäumen und Mauerresten. Und vor uns hoch oben, den gegenüberliegenden Abhang krönend, die hohen Zinnenmauern Jerusalems, von dunklem Grau, in gerader, gleichmäßiger Linie; nur in der Mitte, in einer viereckig vorspringenden Bastion, ist noch ein ehemaliges Tor sichtbar, jetzt düster vermauert. Dort liegt der Haram esch Scherif, der heilige Bezirk; dieser Teil der Mauern schließt nur den

öden Vorplatz der blauen Moschee ein, und so ragt denn auch nichts über die endlose Flucht der Zinnen hinweg, als ob hinter ihnen nur Leere und Tod herrschten. Auch außen ist nichts zu sehen. Dies südwestliche Vorgelände Jerusalems liegt wie eine vergessene Totenstadt da; weder Fußgänger, noch Wagen, noch Karawanen, noch Straßen; kaum einige einsame Pfade zwischen den Gräbern; hier und da ein paar Reihen von Ziegen, die sich auf dem steilen Abfall der Schlucht hinschlängeln.

Die Umgebung von Gethsemane, die beim Nahen des Leichenzuges so belebt war, hat sich gegen Abend geleert. Im Tale Josaphat sind nur wir — und in der Ferne einige Beduinen: Hirten, die unter den Tönen der Sackpfeife ihre Herden zusammentreiben.

Wir gehen in den letzten Talfalten auf Ophel zu, dem ausgetrockneten Bachbett des Kidron folgend; hier ist der Strom, von dem das Evangelium spricht, nur noch ein schmaler Bach, dessen Bett übrigens durch alles, was seit Jahrhunderten von oben herabfiel, verschüttet ist: Schutt und Mauerreste des so oft geplünderten und zerstörten Tempels. Die Sonne sinkt unter; sie läßt uns mehr und mehr im kalten Schatten, indes die schwermütigen Höhen von Siloa und der Ölberg noch von rotem, feurigem Scheine glänzen.

Wir sind nun dicht bei den drei großen, nebeneinander stehenden Gräbern angekommen, welche für die Gräber des Absalom, Josaphat und

des heiligen Jakobus gelten. Ich weiß nicht, was in ihrer Form, ihrer Farbe, ihrem ganzen Aussehen sie so seltsam düster erscheinen läßt; am Abend ist es noch ausgeprägter. Ohne Zweifel geht von ihnen, viel mehr noch als von den Myriaden gleichartiger, im Gras zerstreuter kleiner Grabsteine die unendliche Schwermut dieses Tales des letzten Gerichts aus. Die drei Grabmäler sind Monolithen, an Ort und Stelle in den Fels gehauen. Es ist nichts mehr in ihnen; schon seit Jahrhunderten sind sie ihrer Leichname und ihrer Schätze beraubt. Durch ihre Öffnungen zwischen den dorischen Säulen sieht man im Innern nur schwarze Nacht, Grabesdunkel, und das gibt ihnen den gleichen Ausdruck, wie den Totenköpfen die schwarzen Augenlöcher; es ist, als ob sie ewig in das traurige Tal starrten. Sie sind nicht nur traurig, sie flößen Furcht ein. . . .

Jetzt überschreiten wir das Bett des Kidron auf einer Art von unzerstörtem Dammweg oder Brücke aus dem frühesten Altertum; dann ersteigen wir den andern Abhang auf Fußpfaden bis zur großen Mauer über uns, um nach Jerusalem zurückzukehren.

„Als Jesus am Vorabend seines Todes die Stadt verließ," sagt Pater S., „und nach Gethsemane stieg, mußte er wahrscheinlich diesen Weg nehmen, denn hier war jedenfalls die einzige Stelle, wo man den Bach überschreiten konnte" . . .

Wir bleiben abermals stehen, um uns die

stille Umgebung genauer anzusehen. Der rote Schein über Siloa ist erloschen; nur auf den höchsten Spitzen noch ein verirrtes, letztes Schimmern; der schrille Ruf der Sackpfeifen verklingt in der Ferne; der Wind hat sich erhoben, und es ist kalt.

Eines Abends zur selben Jahreszeit, an einem Frühlingsabend wie dieser, ist Jesus an dieser Stelle vorübergegangen! Dank der Übereinstimmung des Ortes, der Jahreszeit und der Stunde sehen wir plötzlich im Geiste Jesu Gang nach Gethsemane. . . . Die Mauer des Tempels — nun die des Haram esch Scherif — dehnte sich dort oben, damals wie heute, und hob sich vielleicht von ähnlichen Wolken ab; ihre Grundmauern übrigens, aus großen salomonischen Steinen, waren die gleichen, die wir heute noch sehen, und die den Abgrund so stolz überragende Südecke ragte an der gleichen Stelle gen Himmel. Das alles war damals nur großartiger; denn die Mauern, die jetzt fünfundzwanzig Meter tief in gewaltigen Schuttmassen vergraben sind, zählten einst einhundertundzwanzig Fuß, statt fünfzig, und mußten das Tal ungeheuer bedrücken. Siloa war sicher einst nicht so ruinenhaft und Ophel stand noch; die von den Propheten angekündigte Verwüstung war noch nicht über Jerusalem gekommen. Allein man sah damals das gleiche Licht, die gleichen Schattenlinien; der Frühlingswind brachte das gleiche Frösteln und die gleichen Wohlgerüche.

Die wilden Pflanzen, diese kleinen, schwachen und doch ewigen Dinge, die hartnäckig stets wieder an der gleichen Stelle über dem Schutt der Städte und Paläste wuchern, waren wie heute: Zyklamen, Fenchel, zarte Gräser und Asphodelen. Als Jesus zum letztenmal hier vorüberging, erblickten seine dem Irdischen abgewandten Augen diese tausend kleinen roten Anemonen, die im Gras der Gräber wie Blutstropfen ausgestreut sind. . . .

Um die Südecke der Mauern biegend, betreten wir Jerusalem durch das alte Tor der Moghrebiten. Niemand hinter den Wällen; es ist, als ob man in eine ausgestorbene Stadt träte. Vor uns die steinigen, mit Kakteen bewachsenen Schluchten, die den Berg Moriah von den bewohnten Teilen des Berges Zion trennt; ein wüstes Gelände am Fuß der Umfassungsmauer jener zweiten Wüste, des Haram esch Scherif, der früher der Tempel war.

Es ist Freitag abend, die althergebrachte Stunde, wo die Juden allwöchentlich auf einem von den Türken bewilligten Fleck über die Ruinen des Tempels wehklagen, „der nie mehr soll wieder aufgebaut werden". Wir wollen, noch ehe es Nacht wird, über diesen Platz der Klagen gehen. Nach dem wüsten Gelände kommen wir durch enge, mit Unrat bedeckte Gassen und endlich in eine Art Hof, in dem eine seltsame, wogende Menschenmenge mit leiser Stimme und im Takte wimmert. Schon dämmert es; im Hintergrund

des von düstern Mauern umschlossenen Platzes ragt erdrückend ein gewaltiger salomonischer Bau, ein Rest der Umfassungsmauer des Tempels aus ungeheuren, gleich großen Steinblöcken.

Wir sehen die Rücken von Männern in langen Samtkaftanen, die sich wie die Bären im Zwinger vor der riesigen Mauer hin und her bewegen und ihr Antlitz diesem riesigen Mauerrest zukehren. Sie schlagen mit der Stirn gegen die Steine und murmeln eine Art von zitterndem Sprechgesang.

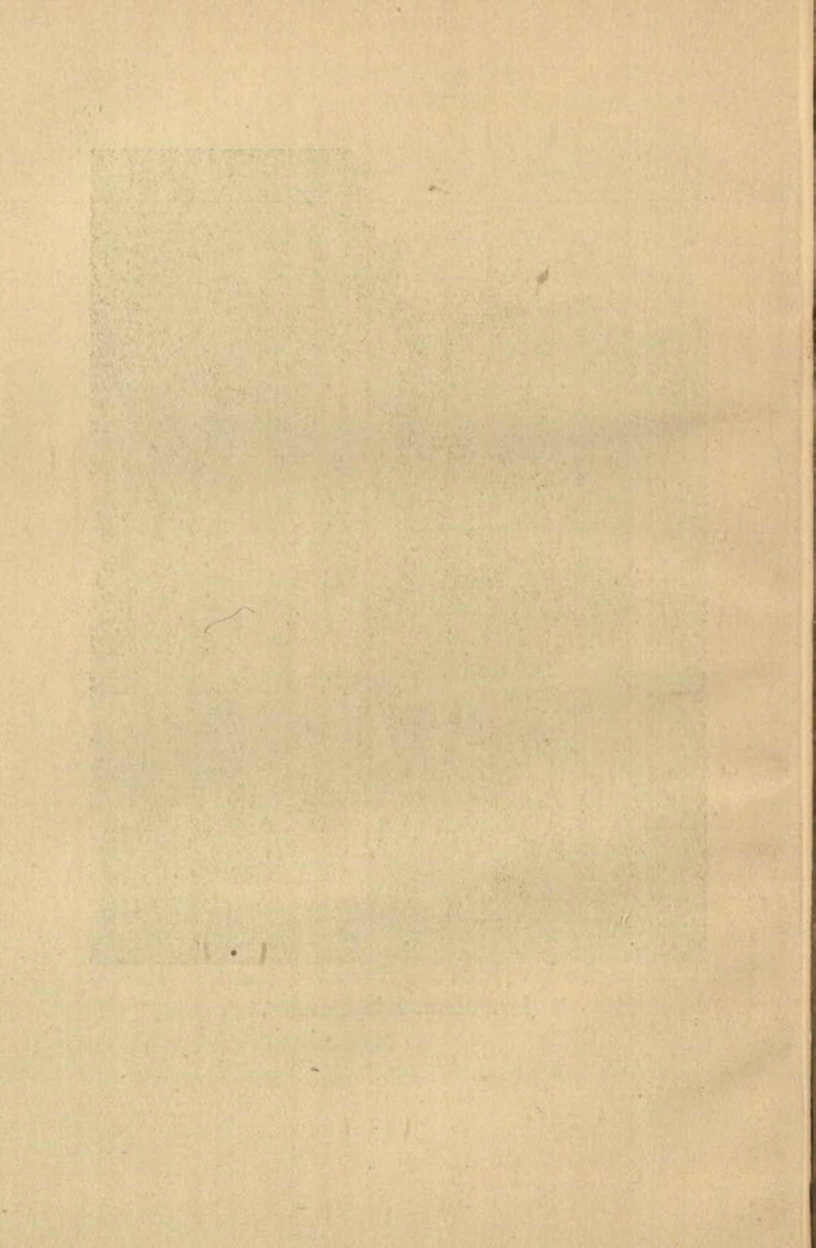
Einer darunter, ein Vorsänger oder Rabbiner, scheint den klagenden Chor ein wenig zu leiten; aber man folgt ihm schlecht. Jeder, seine hebräische Bibel in der Hand, stößt auf seine Weise die eigenen Klagen hervor.

Die Gewänder sind prachtvoll, von schwarzem, blauem, violettem oder hochrotem Samt, mit wertvollem Pelz verbrämt; die Mützen sind alle aus schwarzem Samt, mit langhaarigem Pelz besetzt, der die großen Habichtsnasen und die bösen Blicke verdeckt. Die Gesichter, die sich halb zu uns umwenden, sind fast alle von besonderer Häßlichkeit, so schmal, so spitz, so schmächtig, mit kleinen, tückischen, weinerlichen Augen unter erstorbenen Lidern; ungesunde, wächserne Gesichtsfarbe und auf allen Ohren kleine Haarlocken, die wie Pfropfenzieher herunterfallen und die peinliche Ähnlichkeit mit alten bärtigen Damen vervollständigen.

Es sind besonders Greise darunter, mit ver-



Jerusalem, Klagemauer.



schlagenem, niedrigem, gemeinem Ausdruck; allein es gibt auch ganz junge, ganz kleine Juden, frisch wie angemaltes Zuckerwerk, die schon Löckchen wie die Erwachsenen tragen und gleich ihnen, eine Bibel in der Hand, sich wehklagend hin und her wiegen. Heute abend sind übrigens die meisten Sephardim, d. h. polnische Juden, verkümmert und gelblich durch jahrhundertlangen Schacher und Wucher unter dem nordischen Himmel. Die „Ackenazim", ihre Brüder aus Spanien und Marokko, sind sehr verschieden von ihnen; sie haben dunkle Gesichtsfarbe und wunderbare Prophetengesichter.

Als ich so in das Herz der Judenschaft gerate, erfaßt mich ein Gefühl der Betroffenheit, des Unbehagens, fast des Schreckens. Nirgends sah ich eine solche Übertreibung des Typus unserer Kleider-, Lumpen- und Kaninchenfellhändler, nirgends solche spitzen, langen und blassen Nasen. Jedesmal habe ich eine kleine Wallung von Überraschung und Ekel, wenn einer dieser alten gekrümmten Rücken sich unter dem Samt- und Pelzkleid halb umdreht und ein neues bebrilltes Augenpaar zwischen den herabhängenden Haarlocken mich verstohlen von der Seite anblickt.

Wahrlich! Es bleibt ein unauslöschlicher Schandfleck, Jesum gekreuzigt zu haben. Vielleicht muß man hierher kommen, um sich davon zu überzeugen; doch ist unbestreitbar, daß auf diesen Stirnen ein besonderes Zeichen geschrieben steht, eine Brandmarkung, mit der die ganze Rasse gezeichnet ist.

An der Wand des Tempels, an dem letzten Überrest seiner vergangenen Pracht sagen sie alle mit taktmäßig meckernder Stimme und raschem Hin- und Herwiegen des Leibes die Klagen des Jeremias her:

„Wegen des Tempels, der zerstört ist," ruft der Rabbiner.

„Sitzen wir einsam und weinen," antwortet die Menge.

„Wegen unserer Mauern, die vertilget sind."

„Sitzen wir einsam und weinen!"

„Wegen unserer Majestät, die vergangen ist, und unserer großen Männer, die gestorben sind."

„Sitzen wir einsam und weinen."

Zwei oder drei dieser Alten vergießen ehrliche Tränen und legen ihre Bibeln in die Mauerlöcher, um die Hände frei zu haben und sie über dem Kopfe mit fluchenden Gebärden bewegen zu können.

Die wackelnden Schädel und die weißen Bärte sind deshalb am Fuße der Klagemauer in der Überzahl, weil von allen Enden der Welt, wohin Israel zerstreut ist, seine Söhne hierher kommen, sobald sie ihr Ende nahen fühlen, um in dem Tale Josaphat begraben zu werden. Und Jerusalem füllt sich immer mehr mit Greisen, die herbeigeeilt sind, um hier zu sterben.

An sich ist dies Schauspiel einzig, rührend und erhaben: dieses Volkes unerschütterliche Anhänglichkeit an ein verlorenes Vaterland, nach so viel unerhörtem Unglück, nach so vielen Jahrhunder-

ten der Verbannung und Zerstreuung! Fast möchte man mit ihnen weinen, wären es keine Juden und hätten ihre Galgengesichter das Herz nicht so sonderbar abgekühlt. Vor dieser Klagemauer erscheint das Geheimnis der Prophezeiungen noch deutlicher und ergreifender. Der Geist sucht sich zu sammeln, denn er ist verwirrt durch das Geschick Israels, dies Geschick ohnegleichen, dem in der Geschichte der Menschheit nichts gleichkommt, das unmöglich vorauszusehen war und doch zur Zeit der Herrlichkeit Zions mit beunruhigender Genauigkeit bis in jede Einzelheit prophezeit ward.

Heute abend scheint ein besonderer Trauertag zu sein, denn fast der ganze Platz ist angefüllt, und immerfort kommen Neue dazu, immer die gleichen mit derselben Pelzmütze, derselben Nase, denselben Löckchen auf den Schläfen, ebenso schmutzig und häßlich und mit ebenso schönen Kleidern. Sie gehen gesenkten Hauptes, in ihre offene Bibel blickend, doch während sie scheinbar ihre Jeremiaden lesen, werfen sie uns von unten herauf und von der Seite Blicke wie Nadelstiche zu und gesellen sich alsdann zu dem Haufen alter Samtrücken, der sich längs der Tempelmauer drängt. Man sollte glauben, dieses Gesumme in der Dämmerung rühre von einem Schwarm böser Mücken her, die sich manchmal zusammenballen und am Fuße von Mauern kleben.

„— Führe Deine Kinder nach Jerusalem

zurück! — Eile Dich! eile Dich! Befreier Zions!"
Die alten Hände liebkosen die Steine, die alten Stirnen schlagen an die Mauer und die alten Haare, die alten Löckchen wiegen sich im Takte. . . .

Auf dem Heimwege zur Oberstadt kommen wir durch scheußliche kleine, schon dunkle Gassen, wo wir uns mit andern Samtröcken, andern langen Nasen kreuzen, die längs der Mauern dahineilen, um gleichfalls hinabzusteigen und mitzuweinen. Sie sind etwas verspätet, denn es wird Nacht; — doch Ihr wißt: Die Geschäfte! . . . Über den schwarzen Häuschen und den nahen Dächern türmen sich in der Ferne im letzten Abendschein die alten kleinen Kuppeln, mit denen der Berg Zion bedeckt ist. Nach Verlassen dieses Schlupfwinkels der Judenschaft, in dem man unwillkürlich eine kindliche Angst vor Diebstahl, bösem Blick und Zauberei hatte, atmet man auf, wenn man an Stelle der gesenkten Köpfe wieder die schönen arabischen Gebärden, an Stelle der engen Kaftane die weiten vornehmen Gewänder sieht.

Im türkischen Viertel donnern die Kanonen, es ist die Salve, die den Neumond ankündigt, das Ende des Ramadan. Jerusalem wird nun eine Zeitlang noch sarazenischer durch das religiöse Beiramfest.

XIV.

Sonnabend, 7. April.

Glockenklang verfolgt uns lange in die einsame Landschaft, während wir am frischen Morgen nach Jericho, dem Jordan und dem Toten Meere zureiten. Rasch entschwindet unsern Blicken die heilige Stadt hinter dem Ölberg. Hier und da grüne Gerstenfelder, aber im ganzen nur Steine und Asphodelen. Nirgends ein Baum. Rote Anemonen und violette Iris lasieren das Grau der zerrissenen, ganz aus Fels und Wüste bestehenden Landschaft. Wir reiten auf langsam absteigendem Wege an Schluchten, Tälern und Abgründen vorbei: Jerusalem liegt auf einer Höhe von achthundert Metern und das Tote Meer vierhundert Meter unter dem Meeresspiegel.

Wäre nicht die Fahrstraße, auf der unsere Pferde so bequem laufen, man könnte sich manchmal in Arabien oder Idumäa glauben.

Heute ist übrigens die Straße nach Jericho recht belebt: Beduinen auf Kamelen; arabische Schäfer, die Hunderte von schwarzen Ziegen treiben; Cooksreisende zu Pferd oder in kleinen, von Mauleseln gezogenen Wagen; russische Pilger, die zu Fuß vom Jordan kommen und frommgläubig in ihren Kürbisflaschen Wasser vom

heiligen Flusse mitbringen; eine große Schar griechischer Pilger von der Insel Cypern, auf Eseln reitend; Karawanen von allerlei Menschen und Tieren, seltsame Gruppen, die wir überholen oder die sich mit uns kreuzen.

Es ist bald Mittag. Die hohen Berge im Lande der Moabiter jenseits des Toten Meeres, die wir seit Hebron stets gegen Osten wie eine durchsichtige Mauer vor uns hatten, scheinen immer noch gleich fern. Obgleich wir schon drei Stunden auf sie zureiten, fliehen sie vor uns wie eine Fata morgana. Allein sie haben sich verdüstert und umnebelt; was in der Frühe wie leichte Schleier am Himmel trieb, hat sich auf ihren Höhen vereint und zusammengeballt, indes das schönste reinste Blau über unseren Häuptern sich breitet.

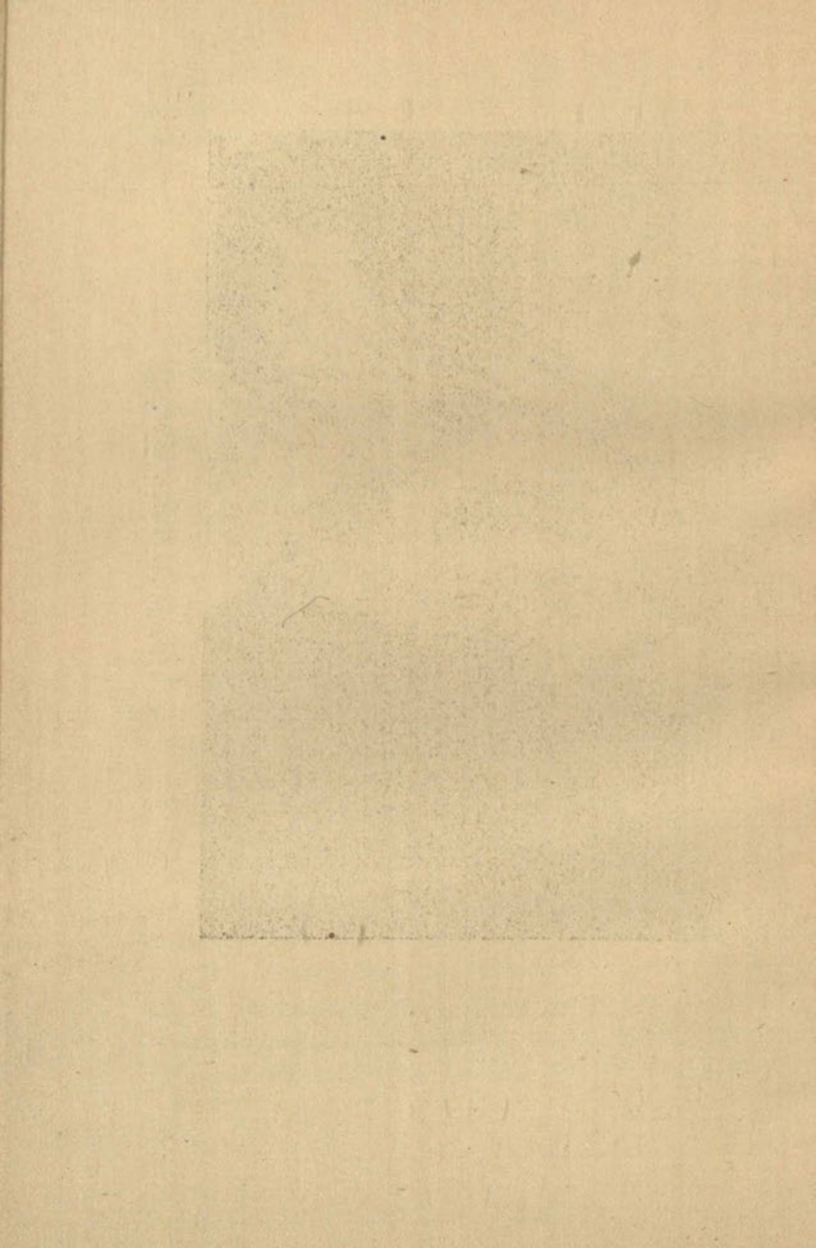
Halbwegs von Jericho halten wir Rast in einer von Beduinen, Syriern und Griechen besuchten Karawanserei; dann reiten wir bei brennender Sonne weiter.

Von Zeit zu Zeit erblicken wir den Bach Kidron in Gestalt einer silbernen Schaumlinie, sehr tief unter uns, in gähnender Schlucht; hier wird sein Lauf nicht gehemmt, wie unter den Mauern Jerusalems; halb versteckt im tiefen Grunde, läuft er rasch dem Toten Meere zu.

Die Berggründe senken sich immer tiefer nach dem seltsamen, einzigen, unter dem Meeresspiegel liegenden Landstrich, in dem todbringende Wasser schlummern. Es ist, als ob das Unge-



Berge am Toten Meer.



wöhnliche dieser Senkung zum Bewußtsein käme, ich weiß nicht durch welch schwindelerregendes, seltsames Etwas, das diese abschüssige Fernsicht hervorruft. Die Gegend wird immer wilder und großartiger; manchmal glaubt man sich in die Wüste zurückversetzt. Doch es fehlt der Eindruck der grenzenlosen Einöde; diese Straße, von Menschenhand gebaut, und die fortwährende Begegnung mit Reitern und Fußgängern läßt ihn nicht aufkommen. Die Luft ist schon trockner und heißer als in Jerusalem und das Licht wird strahlender, wie in allen Gegenden ohne Wachstum.

Die Berge werden immer kahler und zeigen Risse von der Dürre; überall klaffen Spalten wie Abgründe. Die Hitze wird stärker, je näher wir den Ufern des Toten Meeres kommen. Im Sommer ist es eine der heißesten Gegenden der Welt. Die Sonne brennt düster herab auf uns, auf Fels und Gestein, auf die bleichen Kalksteine, über die Tausende von Eidechsen laufen. Dort unten vor uns, als Hintergrund für alles, steht immer noch die Bergkette von Moab, wie eine danteske Mauer. Heute ist sie entstellt und verdüstert durch Wetterwolken, die die Gipfel verhüllen oder sich wie andere unwirkliche Gipfel darüber türmen und das Grausen des Chaos vermehren.

Wir kommen darauf in ein tiefes Tal, das uns eine Zeitlang ohne Aussicht zwischen senkrechten Felswänden einschließt. Ein paar hundert Kamele weiden am Berghang, an dem sie wie

große phantastische Ziegen hängen; einige ganz hoch gekletterte setzen ihre Schattenrisse gegen den Himmel ab. Nach Verlassen der Enge treten die Moabiter Berge wieder hervor, jetzt noch ragender und düsterer umwölkt. Von diesem finstern Hintergrunde heben sich die Vordergründe der öden Landschaft im hellen Licht ab: bleiche Höhen und ganz nahe vollständig weiße, von der brennenden Sonne hart umrissene Blöcke.

Gegen drei Uhr entdecken wir von unserem noch ziemlich hohen Standpunkt die unter dem Meeresspiegel liegende Niederung, und als ob unsere Augen die Vorstellung der gewöhnlichen Schichthöhe bewahrt hätten, kommt es uns vor, als wäre diese Ebene in der Tat nicht wie andere, sondern viel tiefer liegend, tief eingesunken, wie eine große Vertiefung der Erde, wie der Boden eines riesigen Abgrundes, der die Straße verschlingt. Diese Niederung hat gleichfalls Wüstengepräge: grauschillernde Streifen, wie Lavafelder oder Salzablagerungen, in der Mitte eine unwahrscheinlich grüne Fläche — die Oase von Jericho — und gegen Süden etwas Unbewegliches, Spiegelglattes von düsterer Schieferfarbe, etwas, das anfängt und sich in der Ferne verliert, dessen Ende man nicht sieht: — das Tote Meer, heute durch alle Wolken der Ferne verdunkelt, durch alles, was dort unten schwer und trüb auf dem moabitischen Ufer lastet.

Je mehr wir von unseren steinigen, sonnenüberfluteten Höhen herabsteigen, desto deutlicher

treten die wenigen weißen Häuschen von Jericho aus der grünen Oase hervor. Es ist kaum ein Dorf zu nennen. Von den drei berühmten, großen Städten, die früher an dieser Stelle in verschiedenen Zeiten aufeinander folgten und Jericho hießen, ist scheinbar keine Spur geblieben.

Diese Zerstörung, diese völlige Vernichtung der Städte Kanaans und Idumäas ist fast dazu angetan, den menschlichen Verstand zu verwirren. Wahrlich, es muß ein sehr mächtiger Hauch von Fluch und Verderben über alles dies gegangen sein! . . .

Ganz unten in der Ebene überrascht uns eine erschöpfende Hitze; man sollte glauben, wir hätten uns dem Süden gewaltig genähert, und doch haben wir uns nur um ein paar hundert Meter dem Erdinnern genähert. Das außergewöhnliche Klima der Umgebung des Toten Meeres rührt von der tiefen Lage her.

Das heutige Jericho besteht aus einer kleinen türkischen Feste, drei bis vier neuen, für die Pilger und Touristen gebauten Häusern, etwa fünfzig arabischen Hütten aus getrockneter Erde, deren Dächer aus Dornenzweigen bestehen, und aus ein paar Beduinenzelten. Ringsum Gärten, in denen wenige Palmen wachsen; ein kleines Gehölz aus grünem Buschwerk, von klaren Bächen durchschnitten; grasbedeckte Pfade, auf denen Reiter in Burnussen ihre langmähnigen Pferde tummeln. Und das ist alles. Jenseits des Gehölzes fängt gleich die unbewohnbare Wüste an;

das Tote Meer liegt ganz nahe und hat sein geheimnisvolles Leichentuch über die versunkenen Reiche von Sodom und Gomorra ausgebreitet. Dies Meer bietet einen ganz eigentümlichen, heute abend besonders düsteren Anblick. Es erweckt wirklich den Eindruck des Todes mit seinen trägen, regungslosen, bleifarbenen Fluten zwischen den Wüsten seiner beiden Ufer, deren hohe, wirre Bergketten in den am Himmel hängenden Wetterwolken verschwimmen.

XV.

Sonntag, 8. April.

Von Jericho, wo wir übernachteten, scheint das Tote Meer ganz nahe; in ein paar Minuten wähnt man seine stille Wasserfläche bequem zu erreichen. Heute früh, unter einem von den gestrigen Wolken geklärten Himmel, ist sie von einem leicht schieferfarbenen Blau. Doch wir werden noch fast zwei Stunden unter drückender Sonne brauchen, bis wir zu Pferde dort sind. Der Weg führt durch eine kleine Wüste, die bis auf die Ausdehnung der großen gleicht, in der wir so lange Zeit verbrachten. Nach dem Meere zu, das vor uns zu fliehen scheint, je näher wir kommen, geht es abwärts über zerbröckelnde Steinschichten, über öde, von Sand und Salz schimmernde Flächen. Wir finden hier einige der wohlriechenden Kräuter des peträischen Arabiens wieder, sogar kleine Luftspiegelungen, und wie dort verliert man das Maß der Entfernungen, und die Ferne bebt beständig in der glühenden Luft. Wir finden sogar eine Schar Beduinen, fast wie unsere Freunde aus der Wüste, mit den langen, spitzen, wie Flügel flatternden Hemdärmeln und dem kleinen braunen, mit schwarzen Verschnürungen an der Stirne befestigten Schleier,

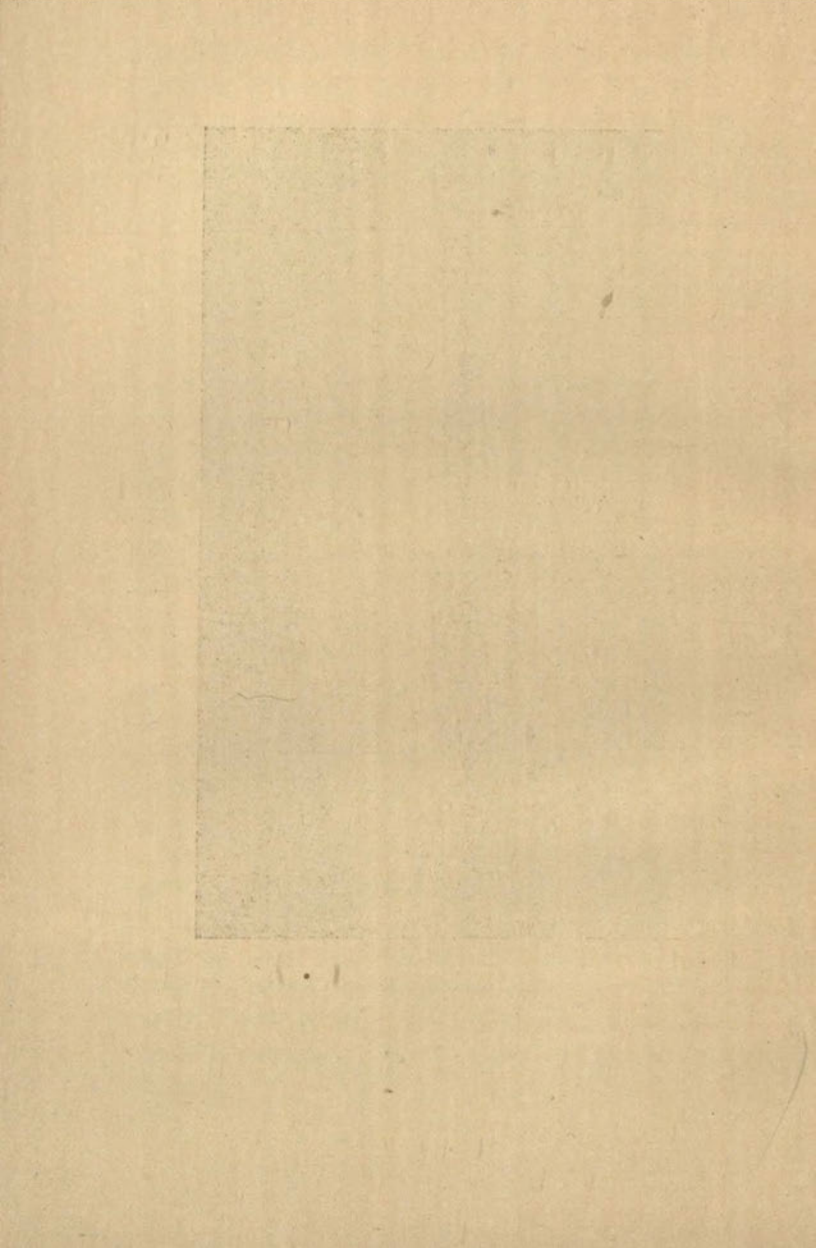
dessen Zipfel wie zwei Tierohren von den Schläfen abstehen. Übrigens werden die Ufer des Toten Meeres, besonders auf der Südseite, von Räubern fast ebenso heimgesucht wie Idumäa.

Bekanntlich nehmen die Geologen das Bestehen des Toten Meeres schon in den ältesten Zeiten der Welt an. Sie bestreiten indes nicht, daß es zur Zeit der Zerstörung der fluchbeladenen Städte nach irgendeinem neuen vulkanischen Ausbruch plötzlich übertrat und das Gebiet der fünf Moabiterstädte bedeckte. Damals wurde das ganze Tal Siddim verschlungen, — dieses Tal, „das wasserreich war wie ein Garten des Herrn", (1. Mosis XIII, 10), „wo sich versammelt hatten gegen Kedor Laomor die Könige von Sodom, von Gomorra, von Adama, von Zeboim und von Bela" (1. Mosis XIV, 3). Seit jenen fernen Zeiten hat sich das Meer etwas zurückgezogen, ohne jedoch seine Form merklich zu verändern. Unter dem Leichentuch seiner schweren, dicken, für Taucher unzugänglichen Wasser ruhen seltsame Ruinen und Trümmer, die wahrscheinlich niemals erforscht werden: Sodom und Gomorra liegen hier in dunkeln Tiefen begraben. . . .

Heute erstreckt sich das Tote Meer, im Norden durch die Sandwüste begrenzt, durch die wir jetzt ziehen, in einer Länge von achtzig Kilometer zwischen zwei gleichlaufenden Bergreihen: im Osten die Berge von Moab, aus denen fortwährend Erdpech sickert und die heute morgen dunkelviolett erscheinen; im Westen die Berge von



Totes Meer.



Judäa von anderer Beschaffenheit: weißliche Kalksteine, die im Augenblick grell leuchten. Beiderseits völlige Einöde; die gleiche Stille schwebt über der gleichen Ausgestorbenheit. Es ist der gleiche starre, schreckenerregende Anblick wie in der Wüste: man begreift den starken Eindruck auf Reisende, die das große Arabien nicht kennen; für uns jedoch ist es nur ein sehr verkleinertes Bild der düsteren Blendwerke, die wir dort sahen. Man verliert übrigens die Feste von Jericho nicht ganz aus den Augen. Auf unsern Pferden sehen wir sie hinter uns, wie einen winzigen, weißen, noch schützenden Punkt. In der weitesten Ferne der Sandwüste, unter dem bebenden Netz der Luftspiegelungen, sehen wir noch eine zweite alte Festung, ein Kloster griechischer Einsiedler, und endlich einen andern weißen, kaum noch sichtbaren Punkt, hoch oben in einer Falte der judäischen Berge: das angebliche Grab des Moses, bei dem in diesen Tagen ein großer mohammedanischer Pilgerzug eintreffen soll.

An dem unheilvollen Strand, den wir endlich erreichen, spricht alles in wahrhaft gewaltiger Weise von Tod und Verderben. Zuerst sehen wir eine Art Verteidigungslinie, die wir überschreiten müssen; ein Gürtel von Flößholz, Zweigen und Bäumen ohne Rinde, fast versteinert durch die chemischen Bäder, gebleicht wie Knochen — wie Haufen großer Tierwirbel. Dann rundgeschliffene Kieselsteine, wie am Rande jedes Meeres, aber keine Muschel, keine Alge, nicht einmal etwas

grünlicher Schlamm, kein Hauch von Leben. Etwas derartiges ist noch nie dagewesen — ein Meer, dessen Bett so unfruchtbar ist wie der Schmelztiegel eines Alchimisten; etwas Abnormes, Verwirrendes. Hier und da liegen tote Fische, hart wie Holz und vom Naphtha und Salz in Mumien verwandelt; Fische vom Jordan, durch die Strömung hierher gebracht und im fluchbeladenen Wasser sofort erstickt.

Das Meer flieht zwischen seinen verlassenen Bergufern bis zum trüben Horizont, als wolle es niemals endigen. Auf seinem weißlichen, öligen Wasser schwimmen große Erdpechflecken mit regenbogenfarbigem Rande. Wer davon trinkt, den brennt dieses Wasser wie ätzende Flüssigkeit; wer bis zu den Knien hineingeht, kann kaum darin fortkommen, so schwer ist es; er kann weder untertauchen noch in der gewohnten Lage schwimmen, sondern wird wie ein Korkpfropfen von ihm getragen.

Vor Zeiten ließ Kaiser Titus mit Ketten zusammengebundene Sklaven hineinwerfen, um dies zu erproben, und sie ertranken nicht.

Auf der Westseite der kleinen Sandwüste, durch die wir seit zwei Stunden reiten, schlängelt sich in der Ferne, recht überraschend in der graugelben Einöde, eine Linie vom schönsten Smaragdgrün dem Strande des Todes zu. Es ist der Jordan, der sich zwischen zwei Baumwänden in der ganzen Frische des Aprilgrüns ins Tote Meer ergießt.

Noch eine Stunde durch Sand und Salz, bis wir zu den heiligen Wassern des Flusses gelangen.

Die Berge von Judäa und Moab verdüstern sich wie gestern unter apokalyptischen Wolken. Dort unten ist alles schwarz, sogar der Himmel über dem düsteren Funkeln des Bodens. Unterwegs fängt einer unserer syrischen Maultiertreiber zu weinen an, ein großer, naiver fünfzehnjähriger Junge, den wir in Jerusalem samt seinem Tiere gedungen hatten, um unser Gepäck zu tragen. Er klagt, wir hätten ihn hierher gebracht, um ihn zu verderben, und fleht uns an, umzukehren. Er hatte noch nie den Strand des Toten Meeres gesehen, und der ungewohnte, unheimliche Anblick erregt ihn. Eine Art von körperlichem Entsetzen vor der Wüste hat ihn ergriffen, und wie ein kleines Kind müssen wir ihn trösten und beruhigen.

Kleine Bäche, die über Sand und Steine rauschen, künden die Nähe des Flusses an. Die Luft ist plötzlich von schwarzen Mücken erfüllt, die in blindmachenden Wirbeln über uns herfallen. Endlich erreichen wir die Linie von frischem, entzückendem Grün, die so seltsam von der ganzen Umgebung absticht: Weiden, Haselsträucher, Tamarisken und hohes Schilf, ein dschungelartiges Dickicht. Zwischen diesem Blattwerk, das ihn mit dichtem Vorhang verschleiert, wälzt der Jordan seine gelben, schlammigen Fluten schwerfällig dem Toten Meere zu,

— dem vergifteten, unnützen und ausgangslosen Meere, das er seit Jahrtausenden speist. Heute ist er nur noch ein armer, beliebiger Fluß der Wüste. Die Paläste und Städte, die einst seine Ufer belebten, sind nicht mehr. Traurige, grenzenlose Stille ist über ihn wie über das ganze verlassene Palästina gekommen. Zu dieser Jahreszeit, wenn Ostern nahe ist, empfängt er noch fromme Besucher; ganze Scharen kommen besonders aus dem Norden mit ihren Priestern, baden in weißen Gewändern darin, wie die Christen der ersten Zeiten, und nehmen andachtsvoll ein paar Tropfen seines Wassers, eine Muschel oder einen Stein seines Bettes in ihre ferne Heimat mit. Allein nachher, wenn die Zeit der Pilgerfahrten vorüber ist, liegt er für lange Monate verlassen; nur selten sieht er einige Herden, einige arabische Hirten und halbe Räuber vorüberziehen.

Gegen Mittag sind wir nach Jericho zurückgekehrt, wo wir bis morgen früh bleiben. Uns bleiben noch die stillen Abendstunden, um die Oase zu durchstreifen. Ein großer, schwermütiger Hain, in dem glühendheiße Luft weht und dank der bedeutenden Bodensenkung tropische Tiere und Pflanzen vorkommen. Ein Dickicht von grünen Bäumen, eher Sträuchern und Pflanzen: der falsche Balsambaum oder Balsambaum von Galaad, der Apfelbaum von Sodom und der Christusdorn mit sehr langen Stacheln, der nach der Überlieferung zu Jesu Dornenkrone benutzt ward.

Im Altertum herrschte Reichtum und Luxus in dieser Gegend, wie heute in der Provence oder am Golf von Genua; sie war mit wunderbaren weltberühmten Gärten geschmückt. Salomo hatte die ersten, von Indien gebrachten Balsambäume hier akklimatisiert. Das von allen Seiten durch Kanäle herbeiströmende Wasser ermöglichte die Anlage von großen Palmenhainen, Zuckerrohrpflanzungen und Rosengärten. Die ganze Ebene war mit „Palästen und Häusern bedeckt".

Heute nichts mehr; jede Spur dieser früheren Pracht ist verwischt. Hier und da geben Steinhaufen, unförmige, unter Gestrüpp zerbröckelte Ruinen den Archäologen Anlaß zu Streitigkeiten. Man kennt nicht mehr die genaue Lage der drei berühmten, hier nacheinander errichteten Städte: weder des ursprünglichen Jericho, dessen Mauern beim Schall der heiligen Trompeten niederfielen und das von Josua zerstört ward, noch des Jericho der Propheten, wo Elisa und Elias wohnten, das Antonius der Kleopatra als königliches Geschenk gab, das Kleopatra später an Herodes verkaufte, das dieser mit neuen Palästen schmückte und das schließlich unter Vespasian vollständig zerstört wurde; noch des Jericho der ersten christlichen Zeitalter, das vom Kaiser Hadrian erbaut, schon im vierten Jahrhundert zum Bistum erhoben und noch zur Zeit der Kreuzzüge durch seine schattigen Palmengärten berühmt war.

Alles dies hat ein Ende genommen; nicht allein die Paläste sind mit den Tempeln und

Kirchen verschwunden, sondern auch die Dattelpalmen, die schönen, seltenen Bäume machten wildem Gestrüpp Platz, das jetzt die Oase mit einem traurigen Dornennetz überzieht.

Auf unbestimmten Pfaden, zwischen den stachligen Sträuchern und den rinnenden Bächen irren wir lange in klarer Abendstunde umher. Ein junger arabischer Hirt führt uns sehr weit, um uns einen Steinhaufen zu zeigen, der wie ein ungeheuerer Grabhügel dasteht und an dem man zwischen Gräsern und Dornen noch einige Steine mit Spuren von Bildhauerarbeit findet. — Welches der drei Jerichos liegt hier zertrümmert vor uns? — Wahrscheinlich das aus der Zeit des Herodes; doch man weiß nichts Bestimmtes, und was liegt uns auch an der genaueren Angabe von Einzelheiten im großen Ganzen dieser toten Vergangenheit?

Der prachtvolle Sonnenuntergang findet uns fast verirrt in diesem Leichenhaine, der wie ein großes Bahrtuch auf den mit menschlichem Staube bedeckten Boden geworfen ist. Wir gehen schneller, uns an den Dornen der Balsambäume reißend. Bei unserm einsamen Spaziergang treffen wir nur eine Ziegenherde und zwei bis drei unheimliche Gesellen: mit Stöcken bewaffnete Beduinen. Allein in den Zweigen herrscht lustiges Treiben von allerlei Vögeln, die sich für die Nacht versammeln; und von verschiedenen Seiten hören wir den Ruf der Turteltauben. Die unter dem Meeresspiegel liegende Ebene, in der

wir uns befinden, ist überall von Bergen umgeben; zuerst, etwa tausend Meter entfernt, seinen rötlichen Gipfel über dem Gehölz zeigend, der Berg der Vierzig Tage, auf den sich Jesus nach der Überlieferung zurückgezogen hatte, um vierzig Tage zu fasten und zu beten. Er ist seit bald neunzehn Jahrhunderten eine Art Thebais mit stets von langhaarigen Einsiedlern bewohnten Grotten geblieben. Nach Westen tritt die lange Kette der Berge Judäas zurück. Sie liegt schon im Schatten, während im Osten und Süden die Gipfel des Sodomiter Gebirges die letzten Sonnenstrahlen an sich ziehen und in düsterem Glanz über der dunklen Fläche des Toten Meeres leuchten. Das alles ist freilich nichts nach der Einöde und dem blendenden Rosa Arabiens, dessen Bild und Erinnerung uns tief in die Augen gegraben ist. . . .

Als wir in der warmen Dämmerstunde vor der Türe des kleinen Gasthauses von Jericho sitzen, sehen wir einen Mönch in schwarzer Kutte mit langen, fliegenden Haaren in wildem Galopp auf uns zusprengen. Es ist einer der Einsiedler des Berges der Vierzig Tage, der der Erste sein wollte, um uns kleine Gegenstände aus geschnitztem Holze von Jericho und Rosenkränze aus Muscheln des Jordans feilzubieten. Bei einbrechender Nacht kommen andere in der gleichen Kutte, mit den gleichen fliegenden Haaren und dem gleichen Banditengesicht in das Gasthaus, um ähnliche, kleine Schnitzereien oder Rosenkränze zu verkaufen.

Die Nacht ist warm, fast drückend, sehr verschieden von den noch kühlen Nächten Jerusalems. Während die Sterne hervorkommen, beginnt von allen Seiten zugleich in dem schwarzen Dickicht der Balsambäume ein Froschkonzert, so unausgesetzt und doch so verhalten, daß es uns wie eine besondere Form der ruhigen Stille vorkommt. — Wir hören auch fernes Gebell der Hirtenhunde im arabischen Lager und dann sehr weit die Trommel und die kleine Beduinenflöte zur Feier irgendeines wilden Festes, und manchmal sehr deutlich die unheimliche Fistelstimme einer Hyäne oder eines Schakals. — Jetzt sogar ein unerwartetes Lied eines Berliner Tingeltangels, das plötzlich mitten in den leisen, unwandelbaren Geräuschen der alten Abende Judäas wie ein höhnender Mißton erschallt. Es sind deutsche Cooksreisende, die seit Sonnenuntergang da sind und unter den Zelten des Reisebüros lagern, um diese kleine, leicht erreichbare Wüste zu sehen und zu schänden.

Nach Mitternacht, als endlich alles schweigt, gehört die Stille den Nachtigallen, welche die Oase mit holder, kristallheller Musik erfüllen.

XVI.

Montag, 9. April.

Frühmorgens verlassen wir Jericho, um wieder nach Jerusalem empor zu steigen. Auf den von klaren Bächen durchschnittenen Pfaden, auf dem Rasen zwischen den grünen Balsambäumen ist eine gewisse Bewegung: arabische Reiter galoppieren bei aufgehender Sonne auf Pferden mit buntfarbigem Sattelzeug.

Als wir aus der tiefen Ebene in das weiße Kalkgebirge Judäas kommen, erdrückt uns brennende Glut, und unsere Pferde schreiten mühsam auf der in raschen Windungen aufsteigenden Straße. Wir erheben uns Stück um Stück über den seltsamen Erdstrich, — tiefer als jedes andere Land und jedes Meer. Hart und blendend strahlt das Licht von den weißen Felsen und dem weißen Boden. Nur unsere Schatten sind schwarz, alles andere ist hell und für die Augen ermüdend. Hinter uns die immer weiter sich entfaltende Ferne, — das Tote Meer in schiefergrauer Unbeweglichkeit und die Erdpech schwitzenden Sodomitischen Berge, — das alles bildet im Gegensatz zu unserer grell-weißen Umgebung einen großen, dunklen Abgrund.

Tiefschwarz sind unsere Schatten, die über

die weißen, mit Eidechsen bevölkerten Steine gleiten. Schwarz auch die Vorübergehenden, die uns immer häufiger begegnen, wie vorgestern ein fast andauernder Zug: Beduinen, Hunderte von kleinen Eseln vor sich hertreibend, mit langen Flinten, Messern und Dolchen bewaffnet, die Wollschnur um die Stirne und die Zipfel ihrer Schleier wie Tierohren hergerichtet, altertümliche, prächtige Gruppen, schlanke, rehbraune Männer, die beim Vorübergehen lächelnd grüßen und dabei porzellanweiße Zähne zeigen; — hintereinander angebundene Kamele; Herden von unzähligen Ziegen mit kleinen, gazellenäugigen Hirten.

Manchmal, im Grunde der Schluchten und Löcher gleich Höhleneingängen, hört man den Kidron rauschen und erblickt ihn als dünnen Silberfaden, der in seinem fast unterirdischen Bett zwischen dem dunklen Wirrwarr der Steine dahinhüpft.

Je näher wir Jerusalem kommen, bedecken sich nach und nach die Berge mit Grün. Jetzt ist das bleiche Weiß von vorher dem Braungelb gewichen, und auf den gewölbten Bergrücken stehen erstaunlich regelmäßige Flecken von kleinem, braunem Gestrüpp; sie sind wie mit riesigen Leopardenfellen bedeckt.

Seit zwei Stunden steigen wir; die Art der Felsen ist verändert, die Luft ist kühler, und ein leichter grüner Hauch überzieht die Landschaft. Das Tote Meer mit seiner fluchbeladenen Umgebung ist unter uns versunken.

Auf der Straße herrscht immer noch reges Leben. Jetzt kommt ein nach dem Jordan wallender Pilgerzug zyprischer Bauern, auf Eseln oder Mauleseln reitende Männer, Frauen und Kinder. Dahinter blonde oder rote Bärte und Pelzmützen: Russen, Hunderte von meistens sehr alten Russen, und doch zu Fuß; weißhaarige Mushiks und alte, erschöpfte, schwankende Frauen mit Brillen. Ihre Armut schützt sie vor den Anfällen der Beduinen, und sie trippeln furchtlos, auf ihre Stöcke gestützt, weiter. Alle tragen, quer über der Brust hängend, leere Flaschen oder ausgehöhlte Kürbisse, die sie in dem heiligen Flusse füllen werden; Großväter und Großmütter, die vielleicht bis nach Archangelsk und an die Ufer des Weißen Meeres ein wenig von dem heiligen Wasser zurückbringen, um ihre Enkel damit zu taufen. Auch sie grüßen uns im Vorübergehen; sie haben weder die schönen Bewegungen noch das hübsche Lächeln der Beduinen, allein ihr unbeholfener Gruß scheint offener und zuverlässiger.

Unter den grauen Gipfeln sind die Talgründe wieder ganz grün; überall grasen die Herden, kleine Hirten in Burnus blasen die Sackpfeife. An derselben Stelle wie vorgestern finden wir wieder die großen Tiere wie ausgeschnittene Silhouetten droben am Himmel: Kamele mit ihren Jungen auf der Weide. Und endlich wieder Blumen, die überall den Fels mit roten und rosa Punkten betupfen.

Auf halbem Wege machen wir Rast an der Karawanserei. Sie ist heute ganz voll. Eine Karawanserei ist vor allem eine Art Festung, um die Reisenden und ihre Tiere gegen die Straßenräuber zu schützen. Von der Levante bis zum Moghreb sind sich alle gleich: ein Hof, ein Viereck dicker Mauern mit eisernen Ringen zum Anbinden der Tiere; auf einer der inneren Seiten ein großer Schuppen für die Menschen und an der Eingangstür die Höhle der Wächter des Ortes mit kleinen urväterischen Öfen, auf denen Kaffee für die Einkehrenden gekocht wird.

Reittiere jeder Art und Gattung überfüllen diese Herberge an der Straße nach Jericho; sie kommen und gehen immerfort, Seitensprünge machend und ausschlagend: Touristenpferde mit englischem Sattel oder struppige Pferde mit dem großen arabischen Sattel, deren Flanken und Brust mit bunten Fransen überladen sind; hohe, majestätisch dumme Dromedare; Maulesel mit perlen- und muschelgesticktem Sattelzeug; bescheidene Esel der ärmeren Pilger; arme, zerlumpte Esel mit alten Säcken und alter Leinwand auf dem Rücken. Und das alles wirrt sich durcheinander, verwickelt sich mit den Füßen, schreit und wird wild.

Unter dem in den Hof mündenden Schuppen nehmen etwa hundert Menschen ein hastiges Frühstück ein, selbstverständlich von mitgebrachten Vorräten. Die Karawanserei liefert nur frisches Wasser, Kaffee, Nargilehs und den Schutz ihrer

Mauern. Die einen essen an Tischen, andere, die keine finden, müssen sich mit dem Boden begnügen. Fast elegante Gruppen englischer oder amerikanischer Touristen, bescheidenere Gruppen griechischer Pilger, hier Haufen russischer Pilger: alte Soldatengesichter mit der Kriegsdenkmünze auf der Brust, die am Boden auf einem kleinen Holzfeuer ihre magere Brotsuppe kochen. Schöne syrische Führer in gesticktem Seidenkleid und gezierter Haltung, deren modische Locken unter dem Turban hervorsehen, liebäugeln mit den Damen der Reisegesellschaften. — Und Türken und Serbier; Priester, die ihren Esel am Zaum haltend frühstücken; weiße und braune Mönche; und Beduinen, die wie in der Wüste mit den Fingern essen und mit ihren schönen Zähnen unappetitliche Hühnerreste zerstückeln.

An dem neben uns stehenden Tische sitzen junge, maronitische Frauen, die einen noch etwas in Nationaltracht: langer Sammetmantel mit Hermelin, die Haare in flitterbesetztem Kopftuch; die andern leider im Blumenhut und gekleidet, wie vor fünf oder sechs Jahren die Putzmacherinnen in Frankreich, aber doch entzückend mit ihren großen Augen und frischen Farben. Zwischen ihrem und unserm Tisch stellt sich ein freundlicher Austausch von Datteln und Orangen her, indes wir Stücke Weißbrot den zu unsern Füßen hockenden Mushiks reichen.

Wahrlich, wer solch sonderbares und gemütliches Babel finden will, der muß zur Pilgerzeit

auf den Straßen Palästinas wandern. . . . In wenigen Tagen, nach dem Osterfest, wird diese Karawanserei für lange Zeit still und leer unter verzehrender Sonne liegen.

Nach dieser Rast brauchen wir noch drei Stunden bis Jerusalem. Immer neue Pilger kommen an uns vorbei, sogar mohammedanische, die nun anfangen, zu ihren jährlichen Andachten am Grabe des Moses zum Toten Meere zu ziehen; Türken und Araber, die Männer zu Fuß, die Frauen in weiße Schleier gehüllt und auf Eseln sitzend. Auch gemächliche Dromedare kommen daher, auf dem Rücken sehr große, leichte Dinge tragend, die von weitem wie zwei ausgebreitete Schmetterlingsflügel aussehen: eine Art Körbe, mit rotem, über Reifen gespanntem Stoff bedeckt, worin unsichtbare Damen bequem reisen.

Auf unserer Straße liegt das Dorf Bethanien, wo Jesus so gern weilte, am Berghang, umgeben von Öl- und Feigenbäumen und von herrlich grünen Feldern. — Ein sehr elendes, kleines, heute ganz arabisches Dorf; zerfallene Häuschen, unförmige Steinhaufen. Der kalte Höhenwind weht gerade hinein und bewegt die Zweige, die Gräser, den Samt der jungen Gerste. Tausende von Mohnblumen und Anemonen leuchten wie rote Flecken längs der schmalen Wege oder auf den alten Mauern. Wir steigen von unsern Pferden, umringt von wunderhübschen, in Lumpen gekleideten Kindern, die herbeigelaufen sind, um unsere Pferde zu halten. Wir stehen vor einem

alten, spitzbogigen Tor, auf dessen weißen Kalkbewurf zur Feier einer glücklichen Rückkehr von Mekka die üblichen rohen blauen, gelben und roten Arabesken gepinselt sind.

Hier und da liegen im Schutt und unter dem Gras Säulenreste, Trümmer von Kirchen aus der ältesten Zeit oder vom großen Kloster der Kreuzfahrer. Neben einer bescheidenen Moschee zeigt man uns ein falsches Grab des Lazarus, ein Stückchen weiter die jedenfalls unechten Ruinen von Marias und Magdalenas Haus. Doch nein! nichts von alledem kann unser Herz bewegen, denn hier sind keine irdischen Erinnerungen an Christus mehr zu finden. Es ist zu spät; zu viel menschliche Hände haben das Bethanien des Evangeliums lange vor dem Einzug der stillen heutigen Bewohner umgewälzt.

Gleich hinter Bethanien erblicken wir das Tal Josaphat; auch Jerusalem erscheint wieder, von dieser Seite gesehen unberührt, prächtig und verlassen. Sehr hoch am Himmel hebt sich seine sarazenische Mauer ab, von grauen Kuppeln überragt.

XVII.

Dienstag, 10. April.

Heute morgen besichtigten wir den Schatz der Lateiner, eine Anhäufung von Reichtümern in den Sakristeien der großen Franziskanerkirche. Seit dem Mittelalter haben Könige, Kaiser und Völker nicht aufgehört, kostbare Geschenke nach diesem Jerusalem zu schicken, dessen Nimbus erst heute zu verschwinden droht.

Man zeigt uns große Altarverkleidungen aus Silber- und Goldplatten, zehn Fuß hohe silberne Leuchter, Diamantkreuze, Hostienbehälter aus emailliertem Gold; eine Monstranz aus Gold und Edelsteinen, das Geschenk eines Königs von Neapel, das vier bis fünf Millionen Franken wert sein mag. In einer Reihe von Schränken hängen unbezahlbare Priestergewänder, in Musselin eingehüllt und mit Aufschriften versehen: „Geschenk der Republik Venedig", „Geschenk Österreichs" oder „Geschenk Italiens". Steife, prunkvolle Dinge, wie von geduldigen Feen in der ganzen Pracht und Reinheit verschiedener alter Stile gestickt. Das letzte Geschenk Frankreichs ist eine ganze Reihe von Priesterornaten mit hochgestickten, goldenen Bienen auf Goldgrund, die nur einmal, am Tage der Heirat Napoleons III.

in der Pariser Notre-Dame-Kirche benutzt worden sind. Man zeigt uns auch ein ehrwürdiges Meßgewand aus der Zeit der Kreuzzüge, mit Bergkristall und Edelsteinen beschwert. Ein anderes aus der spanischen Renaissance und lange nicht das schönste dieser wunderbaren Sammlung, kam in diesen Tagen an den Schatz zurück; man hatte es in ein Nonnenkloster zur Ausbesserung geschickt; sie kostete fünfzehntausend Franken und nahm fünf Jahre in Anspruch.

Einmal jährlich wird jedes dieser Gewänder der Reihe nach von den Priestern während der asiatischen Schaugepränge am heiligen Grabe getragen.

Viele dieser Kostbarkeiten, sagen uns die freundlichen Hüter dieser Wunderwerke, seien verschwunden: die einen, während der Belagerungen vergraben, konnte man nicht mehr auffinden; andere kamen bei den Plünderungen weg; wieder andere — Evangelien, Stolen — wurden während den Schreckenszeiten der Pest verbrannt, weil angesteckte Priester sie berührt hatten.

Vor diesen Schätzen von Seide und Gold, die uns mit so viel Gefälligkeit gezeigt wurden, versenkt sich unser Geist wieder in die gewaltigen Stürme der alten Zeiten; überall in dieser Stadt quillt aus allem, was man sieht, aus dem Boden, den man betritt, geheimnisvoll die Seele einer riesigen Vergangenheit voller Pracht und Schrekken. . .

Diese Prälaten von Jerusalem, die uns so

freundlich aufnehmen und die man ohne zu lächeln mit: „Hochwürden", „Euer Gnaden", oder gar „hochwürdigster Vater" anredet, scheinen schon durch die Tatsache ihres Hierseins in den alten Kirchen, den alten staubigen Wohnungen und durch die Bewahrung eines veralteten Ritus wieder Männer des Mittelalters geworden zu sein. Ihnen selbst darf man nicht grollen, daß sie jahrhundertalte Irrtümer beibehalten; aber wie seltsam haben Katholiken und Orthodoxe die große Lehre Jesu von der Einfalt mißverstanden! Gewiß, diese Prälaten sind einnehmend; ihre Zeremonien, ihre Gebäude und ihre Schätze gemahnen an die Zeit des blinden, unumschränkten Glaubens, aber jedermann weiß, daß in der Vergangenheit dieser Prunk geherrscht hat, und zudem beweist er nichts; sein Wiederaufbau kann nur eine eitle Unterhaltung für den Geist bedeuten. Hinter diesem konventionellen, hier für jedermann ausgestellten Christus, hinter dem Christus mit dem von Gold und Juwelen überladenen Heiligenschein, der so verkleinert ist, weil er jahrhundertelang durch so vieler Menschen Geist gezogen, — verwischt sich die wirkliche Gestalt Jesu mehr denn je in mir; mir scheint, als ob sie noch mehr vor mir flöhe, noch weniger bestände. Während der ersten, bewegten Stunden meiner Ankunft in Bethlehem und am heiligen Grab, unter dem Zauber dieser magischen Namen, fühlte ich in mir fast ein Erwachen des Glaubens der Vorfahren. . . . Dann, in der schwermütigen

Landschaft oder in den ausgegrabenen Resten der herodischen Straße war mir sein Abglanz erschienen, aber schon etwas irdischer, kaum göttlich, kaum tröstend . . . Und jetzt ist alles zu Ende. . . . Heute, nach drei Tagen Abwesenheit von Jerusalem, sehe ich die Stätte der großen Erinnerungen nur kühl wieder, und der Anblick des Schatzes der Franziskaner läßt mein Herz, ohne daß ich es mir erklären kann, vollends erkalten.

Während unserer kurzen Abwesenheit brachte jeder Tag neue Pilgerzüge. Dies ist die Zeit großer Belebtheit Jerusalems. Von allen Seiten eilen die Mengen herbei, und die Kirchen schmükken sich für das bevorstehende Osterfest. Die engen Gassen sind mit Menschen aus allen Ländern überfüllt: psalmensingende Pilgerzüge; Züge kleiner griechischer Kinder, die mit lauter, näselnder Stimme psalmodieren; Prozessionen, die sich mit vorbeiziehenden Maultierherden kreuzen, deren zahllose Glöckchen an dem muschelbestickten Sattelzeug wie Kirchengeläut ertönen; von wilden Beduinen geführte Kamele, die alles hemmen, große, gutmütige, langsame Tiere, die an den Auslagen der Kreuz- und Rosenkranzhändler mit ihren allzu breiten Lasten hängenbleiben. Weihrauchduft schwebt überall in der Luft, und der ernste, sonderbare Ton der türkischen Trompeten schmettert durch den Anbetungslärm, der aus den Kapellen, den Klöstern und von der Straße schallt und immer stärker an-

schwillt beim Nahen des griechischen Osterfestes, das am heiligen Grabe zu einem halb heidnischen Fest sich gestaltet, dem ich lieber entgehe. . . .

Lieber will ich weiterziehen und die Erinnerung an Jesus in den kleinen Städten Galiläas suchen, oder am einsamen Ufer des Sees Genezareth, wo er den größten Teil seines Lebens verbrachte. Jerusalem ist zu götzendienerisch für den, dessen Jugend einst durch das reine Evangelium verklärt ward; die Augen können wohl an diesem Schaugepränge Gefallen finden, wie übrigens auch an der Farbenpracht des Islam, aber alles das auf Kosten meiner tiefen Gedanken . . . Für Christus, den Christus des Evangeliums, war ich gekommen wie der demütigste der Pilger, ich weiß nicht, in welch kindlicher, unbestimmter, letzter Hoffnung, hier etwas von ihm wiederzufinden; ihn wollte ich im Grunde meiner Seele wieder lebendig fühlen, wäre es auch nur als ein unerklärlich tröstender Bruder . . . Meine Trübsal ist heute düsterer und hoffnungsloser, weil selbst hier sein Schatten für mich vollends verschwindet. . . .

Gethsemane! Seit vielen Jahren träumte ich davon, dort eine einsame Nacht in Andacht, vielleicht im Gebet zu verbringen . . . Nun wage ich es nicht mehr; ich verschiebe es von einem Abend zum andern, voller Angst, daß ich auch dort nur Leere und Tod finden werde. . . .

XVIII.

Mittwoch, 11. April.

Heute habe ich verschiedene Stätten besucht, wo noch etwas von dem alten Jerusalem sichtbar ist: die Ruinen von Ophel, der Stadt Davids ... Auch dort nur der Graus gehäufter Vergangenheiten, aber nichts mehr von Jesus. Übrigens höre ich schon fast auf, sein fliehendes Bild zu verfolgen, und ich bin jetzt hier in Jerusalem, wie in irgendeiner andern Stadt.

Mit müdem Herzen und kaum aufmerksamem Sinn kehre ich in der Dämmerstunde durch die Gassen des alten gedeckten Basars heim, wo orientalische Waren an Stelle der Kreuze und Rosenkränze getreten sind. Ich erinnere mich hier des heiligen Grabes — der Seele von Jerusalem — das ganz in der Nähe liegt. Ich will nochmals eintreten, um die Demütigen beten und weinen zu sehen. . . .

Heute abend drängt sich die Menge vor den Portalen, auf dem engen Platz, zwischen den hohen, halb zerstörten, ruinenhaft düsteren Mauern der Außenseiten der zahllosen Kapellen. Die Pilger trampeln mit den Füßen auf dem Rosenkranz-Markte herum, der hier auf dem

Erdboden stattfindet und die alten Steine mit einer ewigen Auslage von Glaswaren bedeckt.

Es ist die Stunde, zu der die Russen und Griechen die Kirche verlassen, nachdem sie den ganzen Tag gebetet und die heiligen Steine geküßt haben. Die abendliche Stille beginnt sich im dunklen Labyrinth der heiligen Grabeskirche geltend zu machen. Die Kerzenhändler sind fortgegangen; man muß auf jeden Tritt achten, wie ein Blinder im Finstern tappen, um nicht über die abgenutzten Steinplatten zu stolpern oder über unförmige Stufen in die Tiefe zu stürzen. . . .

Hin und wieder fällt noch etwas Licht aus den Kuppeln auf die bröckelnden Mauern, die bis zu Mannshöhe zerstoßen, zerschrammt, vom Scheuern der Hände und vom Küssen durchfettet sind.

Die Bettler, die gespensterhaften Bettler, sind immer noch da; halb nackt und zerlumpt hocken sie in tierähnlicher Haltung unter den Säulen. Einer, ein blinder Greis, steht auf, zieht mich am Arm, verfolgt mich mit seiner Klage und befühlt mich mit seinen entsetzlichen Händen, um sich an mir zu stützen. . . . Hinter einem Pfeiler erschallt furchtbarer, hohler Husten: eine arme Pilgerin — ein Kosakenweib — ist dort in der Ecke zusammengebrochen, krank, verscheidend; sie hält ihren Stock in der Hand und trinkt etwas Suppe aus einem Napf. . . .

Über ihnen funkelt unbestimmt, als ob Silber- und Goldreif von der Wölbung herabfiele, die

verschwenderische Pracht der heiligen Ampeln. Überall in dem tiefer werdenden Dunkel schimmert Marmor, funkeln die Edelsteine der Ikone, lauter unnütze, kostbare Dinge, die diese Stätte zu einem Traumpalast für die Elendesten der Erde machen. . . .

Gruppenweise kommen die Pilger und Pilgerinnen mit lautlosen Schritten in tiefster Ehrfurcht aus den entfernten, dunklen Teilen des Heiligtums; immer wieder wenden sie sich um, verneigen und bekreuzigen sich und gehen langsam und schier widerwillig von dannen. Ehe sie sich entschließen, die Schwelle zu überschreiten, kommen sie nochmals zurück, wie wenn sie nicht genug ihre Knie gebeugt, nicht genug dem Himmel und ihrem Heiland gedankt hätten; sie werfen sich aufs Geratewohl nochmals nieder, um noch etwas an der heiligen Stätte zu küssen: eine Steinplatte, den Marmor eines Altars oder den Sockel eines Pfeilers. . . .

Unter der Weihrauchswolke, die unbeweglich in halber Höhe der prächtigen Säulen schwebt, brütet entsetzlicher Menschengeruch: der Dunst des Elends, der Verwesung, des Todes, der die Wölbungen fortwährend erfüllt und zur Zeit der großen Pilgerfahrten schwer lastet, wie auf einem Schlachtfeld nach großen Niederlagen. Er muß uns unser Nichts fühlbar machen, dieser die Pracht schändende Geruch, uns an den Kot gemahnen, aus dem unser Körper geknetet ist; er beschwört die düstersten Todesgedanken herauf.

Heute abend fällt kein sanfter Schein in das Dunkel meiner unendlichen Trübsal. Ich sehe nichts anderes mehr als die jahrhundertlange Häufung byzantinischer und römischer Traditionen; nichts erwacht in mir außer dem unendlichen Mitleid für diese hoffnungsvollen Demütigen, für diese armen, todgeweihten Greise und Greisinnen, die hier den ganzen Tag gebetet, geweint und gehofft haben, und die schon den Modergeruch des Kirchhofs mit sich schleppen. . . .

Vorgestern hatten die mohammedanischen Bairamfeste ihr Ende, und der schmale Halbmond des neuen Viertels beginnt hell zu leuchten. Sobald aber die Dunkelheit über Jerusalem gekommen ist, bleiben die Pilger und Touristen in ihren Klöstern und Gasthöfen, und beim Schein der alten kleinen Laternen ist die Stadt sich selbst wiedergegeben.

Außerhalb der Mauern ist ein kleiner Wallgang, auf dem ich in der Dunkelheit allabendlich bis zum Tal Josaphat gehe, wo er versinkt und verschwindet. In völliger Grabesstille umzieht er den Berg Zion längs der hohen Zinnenmauern, vom Tore nach Jaffa bis zum Tore der Moghrebiten; dann, an einem Punkte, wo die Mauer sich in scharfem Winkel gegen Norden wendet, scheint er sich unter den Füßen zu verlieren, in die Finsternis zu versinken, und man steht vor dem Schattenabgrund, wo so viele Tausend Tote warten. . . . Sie warten auf die Stunde der Freude und des Schreckens, auf den schmetternden Trompetenstoß des Jüngsten Gerichts. . . .

Dort bleibe ich stehen und kehre dann um, das Weitergehen auf kommende Abende verschiebend, wo der Halbmond stärker leuchten und das dunkle Tal hell genug sein wird, um hinabzugehen.

Dieser ganze Teil Jerusalems, der bei hellem Tag schon so düster wirkt, wird bei Nacht fast schaudererregend; das ganze Entsetzen des sagenhaften Namens schwebt über dem Tale Josaphat, wenn man allein darin wandert. . . .

Legionen von Toten warten dort unter den unzähligen Steinen. Jahrhunderte vergehen, Jahrtausende vergehen, und sie zögert immer noch, die Trompete des letzten Gerichts — und niemand hört die Flügel der gewaltigen, weckenden Erzengel rauschen. . . . Unterdessen verfaulen die Körper, die Knochen zerfallen zu Staub, ja selbst der Granit der Gräber zerbröckelt. Nach und nach löst sich alles mit unerbittlicher, schleichender Ruhe auf, und das Tal wird immer stiller, immer vergessener. . . .

XIX.

Donnerstag, 12. April.

Der Weckruf der türkischen Hörner rüttelt mich aus unruhigem Morgenschlaf. Mein Traum entflieht. Er hatte mit einem Gefühl höchster, aber unbestimmter Trübsal begonnen. Es war vielleicht nur der deutlichere Begriff vom unaufhaltsamen Schwinden meiner Tage, von entsetzlichen, nahen Trennungen, dem Ende von allem. Und dann hatte sich meine Herzensangst nach und nach in ein Gebet aufgelöst; ich hatte Christus wiedergefunden, den Christus des Evangeliums, und ich versenkte mich mit meiner ganzen unglücklichen Seele in ihn, wie die Pilger es tun, wenn sie auf den Steinplatten des heiligen Grabes mit erschöpftem Körper niedersinken. Da konnte mir das irdische Ende nichts mehr anhaben; — es gab kein Nichts mehr, keinen Staub, keinen Tod; — ich war in dem unaussprechlichen, sichern Hafen angelangt, in der Zufluchtsstätte aller Zufluchtsstätten, in der völligen Gewißheit des ewigen Wiedersehens, in Leben und Licht. . . .

Die türkischen Hörner bliesen draußen zum seltsamsten Erwachen. Mein Gebet entfloh in die Unwirklichkeit, in die Unmöglichkeit und ließ

mir die dem Tagesanfang eigene Klarheit noch heller und unerbittlicher zurück.

Ich entsann mich, daß ich heute früh am heiligen Grabe erwartet werde, wo mir, dank dem Wohlwollen des Patriarchen, der selten geöffnete Schatz der Griechen gezeigt werden sollte.

Seit unserer Ankunft hatten wir den ersten wirklich sonnigen, warmen Morgen. Jerusalem trug die Schwermut seiner Ruinen bei heiterem, spöttischem Sonnenschein zur Schau. Auf dem kleinen, hochummauerten Platze der heiligen Grabeskirche lagen zwischen dem ständigen Markte der Rosenkränze schon die ersten Garben schöner, grüner Palmblätter für den nahen Palmsonntag.

An einer Stelle der finsteren Kirche läßt uns der Kustos der wunderbaren Schätze auf kleinen, engen Treppen bis über den Kalvarienberg, bis zur Spitze des hohen Tabernakels von Gold und Silber steigen, das die Griechen an dieser Stätte errichtet haben. Dort müssen wir in einem alten, niedrigen, halbdunklen Gang stehen bleiben; denn der Eintritt in die Schatzkammern ist streng untersagt. Vor uns wird ein mit weißem Teppich bedeckter Tisch gestellt und ein Stück alter Goldschmiedearbeit nach dem andern herbeigebracht, indes zu unsern Füßen, in den untern Stockwerken die Kerzen brennen, der Weihrauch duftet und die ewigen Gebete gesungen werden.

Der Priester mit dem langen Frauenhaar, der den Verkehr zwischen uns und dem Schatz ver-

mittelt, trägt jedesmal eine Last von Gold und Edelsteinen; unschätzbare Geschenke von Königen und Königinnen vergangener Zeiten, in plötzlicher Regung mystischer Dankbarkeit oder aus Gewissensbissen nach einem Verbrechen gestiftet: große Evangelien mit Deckeln aus schweren, mit Diamanten und Rubinen besetzten Goldplatten, — bleierne oder eiserne Kapseln, wie die Köpfe der Taucherapparate, die goldene, mit Schmelz und Edelsteinen bedeckte Tiaren enthalten. Dann wieder Ikone, Hostienteller, Kannen und Ziborien, eine große Anzahl Kreuze, um die Menge an hohen Festtagen mit langsamer Bischofsgebärde zu segnen. Ein jedes enthält ein kleines Stück des Kreuzes, in dichte Mengen von Edelsteinen gefaßt; das merkwürdigste darunter, wie aus grünem Kristall, besteht aus ungeheueren Smaragden in überaus feiner Fassung, die sie in voller Durchsichtigkeit zusammenfügt. Ein stark beschädigter gotischer Reliquienschrein, dessen unheimlichem Ursprung nicht nachgeforscht werden soll, ist in Herzform aus einem einzigen Stück Bergkristall geschnitten und mit Smaragden besetzt; in der Hand fühlt er sich wie ein schweres Eisstück an.

In meinen kalvinistischen Vorstellungen verurteilte ich früher die Pracht der Altäre wie die prunkvollen Gewänder der Priester. Wenn mir der Prunk der Priestergewänder auch heute noch antichristlich erscheint, bin ich doch so weit gekommen, diese Verwendung der Edelsteine gelten

zu lassen, diese kleinen Dinge, welche die kostbarsten und am heftigsten begehrten auf Erden sind. Ich begreife nun eher das Bedürfnis, sie als kleine Nichtigkeiten zu opfern, um daraus unschätzbare Schreine für Evangelien und echte oder doch für echt gehaltene Stücke vom Kreuze Jesu zu machen.

Nachmittags erhebt sich ein Chamsin, und der von Sand und Staub erfüllte Himmel wird unheimlich gelb. Es ist die nahe Wüste, die sich uns in Erinnerung bringt und die Luft wie mit einem trocknen Nebel erfüllt, der alles verwischt: das Goldgrau der Stadt mit den unzähligen Kuppeln und das hellere Grau der biblischen Berge ringsum. Die Entfernungen und Maße aller Dinge scheinen verdoppelt. Die ganze Landschaft wird undeutlich, und die Sonne, die keine Strahlen mehr wirft, hebt sich kreisrund wie die Scheibe eines toten Gestirns vom Himmel ab.

In diesem gelben Halblicht einer Sonnenfinsternis kehre ich abends vom Ölberg heim, auf der stets einsamen Straße längs der Wälle, der hohen, finsteren Wälle Jerusalems. Auf ihren rauhen, verwitterten Wänden sieht man von Zeit zu Zeit arabische Steinmetzzeichen in Gestalt einer kleinen geometrischen Rose von erlesener Zeichnung in noch zarter Reliefarbeit zwischen den verwitterten Blöcken. Es ist, als ob sie den Vorübergehenden sagen wollte, daß die, welche diese gewaltigen Wehren erbauten, auch die wunderbare Spitzenzier der Moscheen- und Palastmauern zu meißeln verstanden.

Auf meinem einsamen Wege begegne ich nur einer Gruppe alter Türken mit langen Gewändern, weißen Bärten und grünen Turbanen, die ihren Rosenkranz abbeten und sich dabei düstre, alte Geschichten erzählen. Es ist wie ein Bild der alten mohammedanischen Zeit unter dem gewohnten Schleier von Staub und Sand. . . . Da plötzlich ertönt aus der Stadt das Geläut christlicher Glocken und überrascht mich hier wie etwas Fremdes inmitten des Islam.

XX.

Freitag, 13. April.

In drei Tagen muß ich Jerusalem verlassen und nach Galiläa ziehen, wohin mich besonders die verlassenen Ufer des Sees Genezareth locken.

Der heutige Tag vergeht mit Abschieds- und Dankesbesuchen bei dem griechischen Patriarchen, den Dominikanern, den Damen von Zion, bei soviel liebenswürdigen Mystikern, die ganz erfüllt von der heiligen Stadt sind, hier in Beschaulichkeit leben oder sich damit beschäftigen, das alte Jerusalem zu Jesu Zeit aus dem schützenden Boden auszugraben, Kirchen zu errichten und diese Stätte der Anbetung mit stets neuen, weißen Heiligtümern zu bedecken.

In drei Tagen ziehe ich weiter, und meine bange Pilgerfahrt, schon so lang ersehnt und von Jahr zu Jahr aus instinktiver Furcht verschoben, wird zu Ende gehen und wie ein unnützer Tropfen Wasser in den großen Schlund der vergangenen, vergessenen Ereignisse fallen. Und ich werde nichts von dem gefunden haben, was ich für meine Brüder und mich hoffte, nichts von dem, was ich mit dem fast unlogischen Vertrauen eines Kindes erwartet hatte . . . Nichts! . . . Eitle Überlieferungen, die das geringste Studium Lügen straft;

uralter Kirchenpomp, eine bloße Augenweide wie die orientalische Farbenpracht; Götzendienst — vielleicht zu Tränen rührend, — aber kindisch und unmöglich! . . . Oh! wer meine tiefe Herzensangst in den abendlichen Stunden der Sammlung, meine unerbittliche Klarheit in den Morgenstunden ergründen könnte! . . . In der Tiefe meiner Seele lebte also noch etwas von den Hoffnungen der Vorfahren, weil ich nach der Eitelkeit meiner letzten Gebete hier in neuer und entschiedenerer Form das Gefühl des Todes empfinde . . . Ist denn Christus für jeden, der einst in ihm lebte, durch nichts in der Welt zu ersetzen? Niemals, nicht einmal in den dunkelsten Zeiten meiner entschwundenen Jugend, niemals beim äußersten Überdruß, niemals beim Graus des Abschieds für immer und der Begräbnisse habe ich solchen Schauder wie jetzt vor der unleugbaren, völligen, ewigen Leere empfunden. . . .

Als der Tag sinkt, steige ich nochmals zum Kidron hinab und lege nochmals, doch mit verschlossenem Herzen, den Weg zurück, den Jesus von Jerusalem nach Gethsemane ging.

Es ist die Stunde, wo sich grenzenlose Schwermut, fast ein gestalt- und namenloser Schrecken über dies Tal des Jüngsten Gerichtes ausbreitet. An einer Wegebiegung öffnet es sich tief und schweigsam. Ich komme von der islamitischen Seite, die fast schon in Dämmerschatten liegt, indes gegenüber die Myriaden von Judengräbern, die Ruinen Siloas und Ophels mit ihren Höhlen

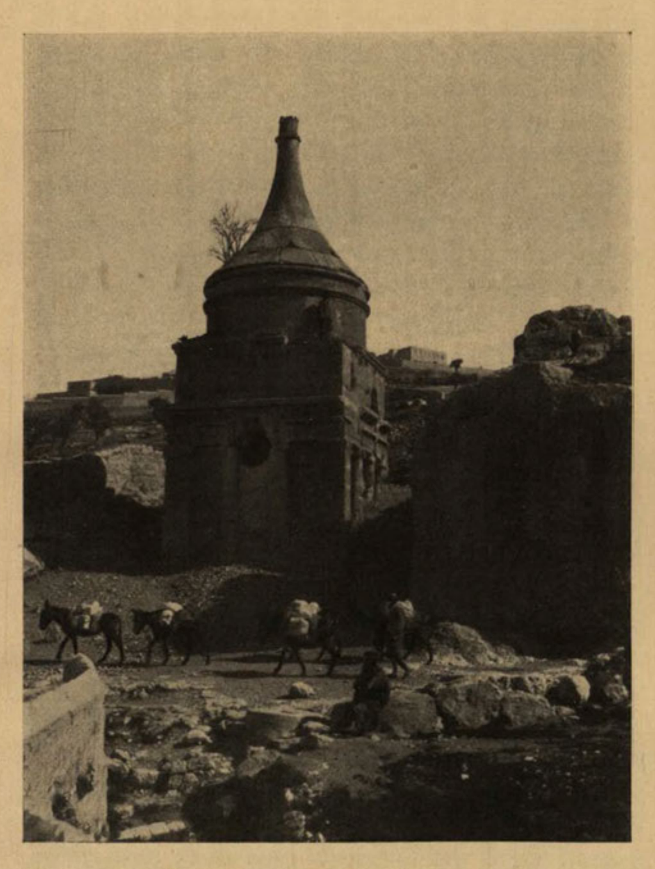
und Gräbern noch von rotem Lichtzauber strahlen. So ist es jeden Abend seit immerdar, umgekehrt wie am Morgen, wo die Morgenröte die mohammedanische Seite zuerst rötet, während die israelitische noch im Schatten liegt. Zwischen den beiden sich anschauenden Gräberwänden ist immerfort das gleiche Spiel, der gleiche, ewig wiederkehrende Wechsel von Licht und Schatten.

Wie immer, so ist auch heute abend das Tal Josaphat leer. Kaum entdeckt man hier und da in seiner ganzen Länge einen Beduinenhirten, der seine Ziegen auf den Abhängen hütet. Es ist leer und düster in sich gekehrt. Durch die Stille tönen vereinzelte Vogelrufe, und hier und da in der Ferne der trockene Hammerschlag der Grabbildhauer, die hier ewig der vergeblichen Arbeit obliegen, Namen in die Steine einzuhauen. Die Friedhöfe dieses Tales feiern niemals, und täglich nimmt die Erde neue Leichname auf. Zuerst bleibe ich stehen, um mir das Tal vom überhängenden Winkel der Tempelmauern aus anzusehen. Dann steige ich hinab in seine Trübsal, auf kleinen, grasbedeckten, mit roten Anemonen gesprenkelten Pfaden. Der große Schatten der Wälle Jerusalems steigt mit mir hinunter, als wolle er mir folgen, und wird rasch länger, je tiefer die Sonne sinkt. Die Blumenpracht auf den Gräbern wird von Tag zu Tag größer; übrigens ein sehr vergänglicher Luxus in dem dürren, gleich nach dem Frühling ausgebrannten Lande.

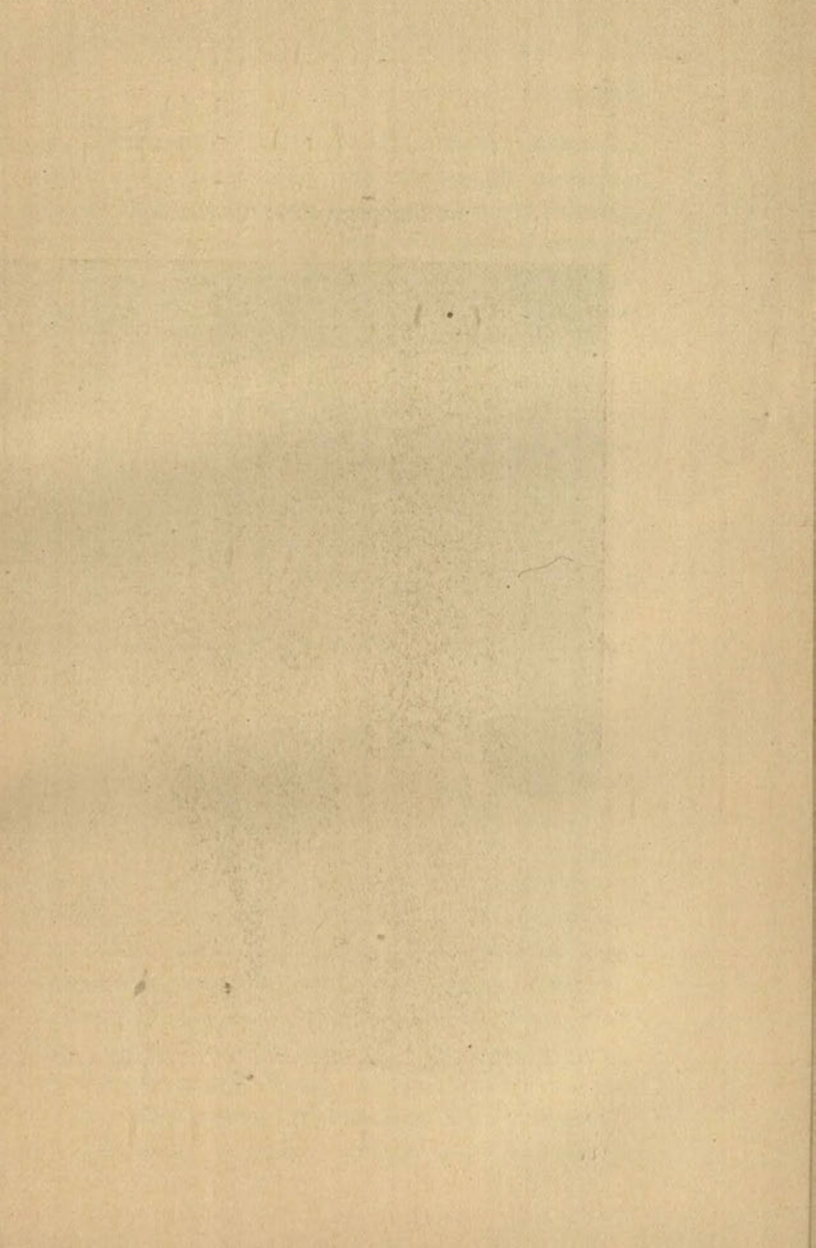
Vor mir stehen die drei so seltsam düsteren

Grabmäler des heiligen Jakobus, Absaloms und Josaphats, die drei großen Monolithen aus rötlichem Granit, die in dieser Versammlung von Grabsteinen den Vorsitz führen. Dicht dabei liegt der alte Dammweg über das Bett des Kidron, der nach Gethsemane führt. . . . Aber wozu diesen Weg einschlagen? Wozu dort oben den unbestimmten, mich fliehenden Schatten verfolgen? Gethsemane ist wie jeder andere Ort, kalt und leer; nichts schwebt über seinen Steinen, nichts geht darüber hin als der Frühlingshauch, der die Anemonen und Asphodelen sprießen läßt. . . . Ich bleibe wieder stehen, und will umkehren, — und plötzlich erwacht in mir ein neues Gefühl, fast Groll gegen diesen Christus, den ich suchte und der mir ausweicht: Kinderei eines Heiden, Erbstück der alten kindlichen Zeiten. Hier stehe ich wie die Einfältigen, die ihren Göttern irdische Güter versprechen oder kleinlichen Haß gegen sie nähren. Und daß ich solch ein Gefühl entdecke im Grunde meines traurigen, vielfältigen Ich, das von Geschlecht zu Geschlecht im Laufe der Zeiten zu dem ward, was es ist, läßt mich mit spöttischem Mitleid über mich selber lächeln.

Ich kehre um und steige den mohammedanischen Talhang empor, den steilen Abfall der Hügel erklimmend, auf deren Spitze die langen Mauern Jerusalems ihren Zinnenkranz vom gelben Himmel abheben. Aufs Geratewohl schreite ich zwischen geheimnisvoll behauenen Pyramiden, zwischen kleinen, spitzbogigen Grabmälern, die



Jerusalem, sog. Absalomgrab.



vor Alter verfallen. Dieser Bezirk der arabischen Gräber am steilen Hange vom Fuß der großen Wälle des Haram esch Scherif bis zu den Talfalten, in denen der Kidron sich verbirgt, ist der köstlichste Teil des Tals Josaphat.

Das Licht schwindet und die beduinischen Hirten kehren unter den schwermütigen Weisen ihrer Sackpfeife nach Siloa zurück. . . . Am Ende meines Umherirrens erinnere ich mich, daß es heute Freitag ist, und müßige Neugier führt mich durch die verlassene Unterstadt zur Klagemauer, wo ich am vergangenen Freitag war.

In den engen Gassen, in denen tote Hunde, tote Katzen und allerlei Unrat den Weg versperren, begegne ich einer Menge Menschen, die spottsüchtige Neugier dorthin führt. Es ist ein von Priestern angeführter Pilgerzug aus Neapel, Männer und Frauen, mit dem roten Kreuz auf der Brust, wie die lärmenden Horden, die im südlichen Frankreich nach Lourdes wallfahren.

Ich komme zugleich mit der profanen Menge an. Die alten Samtröcke, die alten, grauen Löckchen, die alten, zum Fluchen erhobenen Hände, — sie sind alle getreulich wieder da, — die Alten von Israel, die nun bald dahingehen werden, um das Gras des Tales Josaphat zu befruchten. Heute sind es jedoch weniger als das letzte Mal; auch sind sie unruhiger beim Gesang der Klagelieder des Propheten. Bevor wir den Platz überfallen, ist schon eine Schar arabischer Kinder gekommen, um die Juden zu ärgern,

kleine Knirpse, die sich mit Säcken aus brauner Leinwand als Hunde verkleidet haben und auf allen Vieren laufen, um sie unter ausgelassenem Gelächter anzubellen. Heute abend empfinde ich tiefstes Mitleid mit den alten, gekrümmten Rücken, den langen, blassen Nasen und den bösen Augen. . . .

Drunten, in dem Stadtteil, in dem ich wohne, in der Christenstraße, der scheußlichen Vorstadt von Jaffa, wo Fabrikschlote rauchen, in der Bahnhofstraße und in den Gängen meines Gasthofes finde ich bei sinkender Nacht ein Gewimmel von Neuangekommenen aus allen Winkeln Europas, die gerade von der Eisenbahn ausgespieen sind. Meist unerquickliches, gewöhnliches Volk, Touristen ohne Ehrfurcht oder Pilger des Mittelstandes, deren gewohnheitsmäßige Andacht noch mehr dazu beiträgt, mich abzukühlen. Dieser Teil Jerusalems hat die Alltäglichkeit des Pariser Weichbildes.

XXI.

Samstag, 14. April.

Als ich beim gewohnten Schmettern der türkischen Trompeten erwache, kehrt mir das Bewußtsein mitten im Gasthofslärm zurück: ich höre Türen schlagen, Koffer polternd durch die überfüllten Gänge schleppen, heiseren Wortwechsel in deutscher und englischer Sprache. Ist das die heilige Stadt? Übermorgen verlasse ich sie auf Nimmerwiederkehr, — ohne den ersehnten Hoffnungsschimmer, ja ohne einen Augenblick wirklicher Andacht. . . .

Seit diesen letzten Tagen, bei meinem schmerzvollen, klaren Denken am Morgen, wo mir alles entflieht, erscheinen mir die geliebten Gesichter meiner Toten, als ob sie den letzten Abschied nehmen wollten. Ach! Ich lebte ja doch ohne Hoffnung — wenigstens schien es mir so, — wie so viele andere, die in diesem Falle meine Brüder sind; man bildet sich ein, nichts mehr zu glauben, allein tief im Herzensgrund schlummert dunkel noch etwas von dem seligen Glauben der Väter. Und jetzt, da Christus verschwunden und völlig verloren ist, scheinen die geliebten, in ihm entschlafenen Wesen mit ihm dahin gegangen in undeutliche Fernen. Mehr denn je habe

ich sie im ewigen Staube verloren, und alles, nach dem Leben wir in ihm, ist noch viel erbarmungsloser zu Ende. . . .

Die heutigen Stunden soll ich unter den Vertretern des so fesselnden Armeniens verbringen, dessen Geschichte seit dem Altertum stets so bewegt und so traurig war.

Werden die Schätze der Griechen den Besuchern nur mit großer Schwierigkeit geöffnet, so hatten die Armenier die ihrigen bis heute noch niemand gezeigt. Dank der liebenswürdigen Fürsprache unseres Generalkonsuls erhielten wir von dem wohlwollenden Patriarchen die Erlaubnis, sie sehen zu dürfen.

Das armenische Viertel, wie eine mittelalterliche Burg befestigt, nimmt fast die Hälfte des Berges Zion ein; der andere, östliche Teil gehört den Israeliten.

Ehe wir diesen ganz besondern Stadtteil besichtigen, wollen wir seiner Hochwürden, dem Patriarchen, unsern Dank abstatten. Wir werden in einen riesigen Empfangssaal geführt, der einem Palastsaale gleicht. Bald darauf erscheint er durch eine Türe, deren Vorhänge von zwei Priestern in schwarzen Kapuzen fast mit kirchlichem Zeremoniell geöffnet werden. Er hat unter der strengen Trauerkapuze ein wundervolles Gesicht: feine Züge von asketischer Blässe, einen weißen Prophetenbart und orientalisch schwarze Augen und Augenbrauen. In seiner Art uns zu begrüßen, in seinem Lächeln, in seiner ganzen Person liegt

vornehmes und liebenswürdiges Wesen mit einem asiatischen, fremdländischen Anflug. Inmitten dieser alten Zeremoniells und an dieser altertümlichen Stätte sieht er wie ein Prälat der alten Zeiten aus. Dabei empfängt er uns nach türkischer Sitte mit Kaffee, Zigaretten und dem üblichen Rosenkonfekt.

Außer der Kirche und den Klöstern enthält das armenische Viertel eine riesige, uralte Pilgerherberge, die an dreitausend Pilger zu fassen vermag, mit zwei bis drei Meter dicken Mauern, großen Vorratskammern und einer Zisterne, die für vier Jahre Wasser liefern kann; lauter ehemalige Vorsichtsmaßregeln gegen Belagerungen, Überfälle und Blutbäder. Die Kirche, die wir zuletzt besichtigen, ist eine der ältesten und sehenswertesten Jerusalems. Nahe an ihrem Portal befindet sich der altertümliche Synamder, der die Gläubigen zum Gebet ruft; wir haben ihn schon im Sinaikloster kennengelernt. Das Innere hat etwas von einer byzantinischen Basilika, einer Moschee und auch von einem arabischen Palaste; denn alle Wände und alle massiven Pfeiler sind mit kostbaren blauen Fayencen bedeckt, die Thronsessel für die Patriarchen, die kleinen Pforten der Sakristeien und Nebenräume sind aus Perlmutter- und Schildpattmosaik von sehr alter orientalischer Arbeit. Von der Wölbung hängen zahlreiche, in getriebenes Silber wunderlich gefaßte Straußeneier herab. Auf dem Hochaltar steht ein Triptychon aus feinem Gold mit

durchsichtigen Schmelzflüssen. Türkische Teppiche in blauen, gelben und roten Farben bedecken die Steinfliesen mit einer dicken Samtschicht. Die drei Tabernakel im Hintergrunde sind durch große, ganz von oben herabhängende Vorhänge verdeckt, die, wie man uns sagt, jede Woche gewechselt werden; in einigen Tagen, beim Osterfeste, sollen die prunkvollsten zur Geltung kommen. Die heutigen, auf denen lange Reihen von Heiligen zu sehen sind, sind vor etwa hundert Jahren von Armeniern aus Indien geschenkt worden.

Vor dem Hochaltar, inmitten dieser altertümlichen Pracht, bringen Priester mit schönen, von schwarzer Kapuze und schwarzem Bart umrahmten Gesichtern den Schatz Stück für Stück herbei. Unstreitig besitzen die Griechen in der heiligen Grabeskirche einen viel größeren Überfluß an Kostbarkeiten. Aber der Schatz der Armenier besteht aus Dingen von seltenerem Geschmack: ein Meßbuch mit goldnen Deckeln, das die Königin von Sizilien vor sechshundert Jahren gestiftet hat; eine Tiara aus Gold und Edelsteinen von erlesener Zusammenstellung; Bischofsmützen, mit Perlen und Smaragden verziert. Und Stoffe! Wahre Märchenstoffe — einer besonders: ein alter, kirschroter Brokat, wie von Eiskristallen übersät, wie von silbernem Rauhreif bedeckt, mit Blättern aus echten Perlen und Blumen aus Smaragden und rosa Topasen. Aus Furcht, die Stoffe könnten mit der Zeit reißen,

werden sie auf lange Walzen gerollt, welche die Priester zu zweien, jeder an einem Ende, herbeitragen. — Nach den Verbeugungen vor dem Hauptaltar, die sie jedesmal, wenn sie zurückkommen, wiederholen, breiten sie die Brokate auf den dicken Teppichen am Boden aus. Es ist wie eine Szene aus dem Mittelalter, diese feierliche Entfaltung von Stoffen in dem alten Heiligtum, inmitten des blauen Gefunkels der Wände, während ringsum die Diakone in ihren unveränderlichen schwarzen Kapuzen mit den uralten Vorbereitungen für die Karwoche beschäftigt sind, Draperien an den Pfeilern befestigen und die Lampen und Straußeneier an silbernen Ketten auf- und niederziehen.

Links am Eingang der Kirche bezeichnet eine Art Marmornische die Stelle, wo der heilige Jakobus enthauptet wurde und wo sein Kopf aufbewahrt wird. (Sein Körper ruht, wie bekannt, zu Compostella in Spanien.)

In den Nebenkapellen, zu denen kleine Perlmuttertüren führen, zeigt man uns andere Tabernakel von seltsamem, fast indischem Geschmack, die durch alte Vorhänge von Damaszener Samt oder Brussaseide verhüllt sind. Man zeigt uns sogar Säulen, die einst aus der Omarmoschee fortgenommen und übrigens sehr leicht zu erkennen sind. Solche Austauschungen überraschen nicht in Jerusalem, wo alles ein Gemisch von Pracht und Trümmern ist. Wir haben eine tiefeingeprägte Vorstellung von den Stürmen, die

über diese Stadt hingebraust sind, die heute in der Ruhe des Verfalls liegt. Wir kennen die unerhörten Zerstörungen, die ihren alten Kirchhofsboden zwanzigmal umgewühlt haben. . . .

In einer Sakristei, deren Wandschmuck aus unvergleichlichen, uralten Fayencen besteht, ereifert sich unser Führer, der armenische Priester, plötzlich über Chosroës II. den Schrecklichen, der, um nichts unausgerottet zu lassen, fünf Jahre in Jerusalem blieb, um die Kirchen von Grund aus zu zerstören und alles, was nicht mitgeschleppt werden konnte, zu zerschlagen. Er führte über fünftausend Mönche in Gefangenschaft mit und schleppte das wirkliche Kreuz bis ins Innere Persiens. Wie seltsam klang es, in unserer Zeit jemand zu hören, der noch bei der Erinnerung an Chosroës II. erbebt! . . . Mehr noch als das uns umgebende Schaugepränge entrückte uns dies für einen Moment weit aus der Gegenwart.

Als wir die altehrwürdige Basilika verlassen, erwartet uns nach orientalischer Sitte ein Diakon am Tore und gießt uns aus silberner, langhalsiger Kanne Rosenwasser über die Hände.

Wahrlich, die liebenswürdigen armenischen Priester mit ihren Kameenprofilen, die uns ausnahmsweise ihre Schätze zeigten, haben uns ein herrliches Traumbild vergangener Zeiten in ihrer Fayence- und Perlmutterkirche heraufbeschworen, um unsere grenzenlose Enttäuschung einzuwiegen!

Da ich auf dem Berge Zion bin, will ich bis

zum Sonnenuntergang bei den Juden umherstreifen, die seit den letzten Verfolgungen in Rußland besonders zahlreich nach Jerusalem kommen.

Heute ist Sabbat, und in dem unreinlichen Stadtteil herrscht Ruhe. All die kleinen Buden, in denen Lumpen und altes Eisen verkauft werden, sind geschlossen, und das gewohnte Hämmern der zahllosen Blechschmiede ist verstummt. Die schönen Samtröcke und Pelzmützen, die gestern abend aus den Truhen hervorgeholt wurden, um an die Klagemauer zu eilen, spazieren heute in der Aprilsonne herum. Mehrere wandeln durch die engen, stinkenden Gassen mit dem Psalmbuch in der Hand.

Die große Synagoge. — In dem sie umgebenden Hofe spielen Kinder mit allzu weißer und rosiger Hautfarbe; manche von ihnen sind hübsch, doch ihr Auge ist zu verschmitzt, die Haltung zu duckmäuserisch: als ob sie schon etwas von der ererbten Schmach wüßten und Groll gegen die Christen brüteten. Ihre blonden Haare sind kurz geschnitten, nur an den Schläfen verschonte die Schere eine Strähne für die künftigen Locken, die jetzt wie die Ohren eines Wachtelhündchens herabhängen.

Es stimmt wehmütig, nach so viel herrlichen Kirchen die arme, verwahrloste Synagoge zu sehen. Leere Bänke, mit Kalk getünchte, bröckelnde Wände. Ein paar alte Bärte, ein paar graue Haarlocken schlummern in den Ecken

unter ihren Pelzmützen. Andere lesen mit halblauter singender Stimme in ihrer Bibel, indem sie sich wie Bären hin- und herwiegen und uns falsche Blicke zuwerfen, die an ihren dünnen Nasen entlang zu gleiten scheinen. Man tritt mit dem Hut auf dem Kopfe ein und der uns begleitende Janitschar nimmt dabei eine Miene selbstbewußter Frechheit an. Ohne Scheu vor den meckernden Gebeten fliegen Sperlinge ein und aus, bringen Wollfäden oder Strohhalme für ihre Nester, die sie selbst über dem Allerheiligsten ins goldene Blumenwerk der Bekrönung bauen. Sie sind das einzig Anmutige in dem kläglichen Tempel. Die Frühlingssonne, die draußen auf das unreine Pflaster, auf das hundertjährige Holz der geschlossenen Ladenfenster herabflutet, dringt hier nur zögernd ein und fällt mit trübem Schein auf die paar elenden Greise und die leeren Sitze.

Die kommende Nacht, fast die letzte, da ich übermorgen in der Frühe Jerusalem verlasse, will ich dennoch Gethsemane widmen, obgleich ich hoffnungsloser denn je geworden bin. . . . Schon, seit vielen Jahren träume ich von einer Nacht, die ich dort in stiller Andacht verbringen wollte! . . . Lange nach dem traurigen Ende meines Glaubens hatte ich auf diesen einzigen Ort, ich weiß nicht welch unbewußte Hoffnung gegründet. Mir schien, daß ich in Gethsemane weniger entfernt von Jesu wäre, daß, wenn er wirklich über den Tod gesiegt hätte — wenn auch nur als menschliche, erhabene, reine Seele — dort vielleicht eher denn

anderswo meine Trübsal erhört und ich irgendeine Offenbarung von ihm empfangen würde. . . . Heute abend gehe ich dorthin mit einem Herzen von Stahl und Eis. . . . Ich gehe, um mir das Gewissen zu entlasten; einzig, um einen längst geträumten Wunsch zu erfüllen.

Gegen elf Uhr mache ich mich auf den Weg. Der Mond steht hoch. . . . Ganz allein dort hinabzugehen, ist unmöglich, selbst mit einem Revolver im Gürtel. Ich muß einen bewaffneten Janitscharen mithaben, nicht allein wegen der nächtlichen Gefahr, an die ich nicht glaube, sondern wegen des Verbots, in die Nähe des Haram esch Scherif zu kommen, an dem ich vorbei muß, und auch wegen der geschlossenen Stadttore, die nur auf ausdrücklichen Befehl des Paschas geöffnet werden.

Unser Weg führt den Leidensweg hinab, durch das stille, dunkle, verlassene Jerusalem. Die Häuser sind geschlossen. Im Dunkel der überwölbten Straßen zittert von Zeit zu Zeit eine schwebende Laterne. Woanders fallen die Mondstrahlen, weiße Flecken bildend, auf Pflastersteine und Ruinen. Kein Mensch begegnet uns, außer zwei bis drei verspäteten, in die Kaserne zurückkehrenden Soldaten. Nichts als das Geräusch unserer Tritte auf den hallenden Steinen und das Geklirr des langen Säbels in silberner Scheide, den der Janitschar schleppen läßt.

Er spricht türkisch mit mir, der Janitschar: „Du siehst, Jerusalem ist des Abends ein armes Land, es ist nichts zu sehen. — Für uns Moham-

medaner gibt's nur dies . . . (Und hier deutet er auf den heiligen Vorplatz und die Omarmoschee, der wir uns nähern.) Für Dich, Christ, gibt es das heilige Grab. Aber das ist alles. Das Übrige ist nicht der Rede wert. Du siehst, am Abend ist nichts."

In diesem, den Christen verbotenen Viertel an der heiligen Moschee parlamentiert der Janitschar mit den Schildwachen und wir gehen weiter. — Immer absteigend kommen wir durch ein schwarzes Steingewölbe an das zum Todestal führende Stadttor, das die Christen „Sankt Stephanstor" und die Araber „Frau Maria-Tor" nennen. — Es ist natürlich geschlossen und schwer zu öffnen, schwer und mit Eisen beschlagen. Zwei Leute von dem Nachtposten, die der Janitschar weckt, drehen es auf den riesigen Angeln. Langsam geht es auf und knarrt in die Stille hinaus. Und plötzlich treten wir aus der Dunkelheit, wie geblendet vom Anblick eines weiten, stillen Geisterlandes, in dem alles weiß ist, nichts als weiße Steine unter einer Flut weißen Lichtes: das Tal Josaphat und Gethsemane, unter dem Mitternachtsmond erstarrt! . . .

Unter uns senkt sich das Tal mit den zahllosen Gräbern, und gegenüber auf dem andern Abhang steigt Gethsemane auf. In das Weiß des Berges zeichnen die Ölbäume schwarze Flecken, die Zypressen schwarze Tränen. Die Klöster stufen sich übereinander; die große russische Kirche mit ihren sich überschneidenden Kreml-

kuppeln sieht in der Ferne beim Mondlicht wie eine indische Pagode aus. Das Ganze, in bleiche Strahlen gehüllt, ist lieblich wie ein asiatischer Traum, ruft jedoch keinen christlichen Gedanken wach. Dorthin, etwas weiter, außerhalb des Bereichs von Mönchen und Priestern, hatte ich zu gehen gewünscht. . . .

Allein im letzten Augenblick hält mich immer größere Furcht von dem Orte zurück, wo ich, wie ich fühle, nichts finden werde. Um den Augenblick der letzten, trostlosen Enttäuschung noch aufzuschieben, irre ich zuerst lange in der Stille umher; ich gehe auf gut Glück dem Bette des Kidron entlang und warte, bis vielleicht etwas andächtige Ruhe über mich kommt. . . .

Jetzt sind wir im Herzen des Tales, vor den drei großen Monolithen von Absaloms, des heiligen Jakobus und Josaphats Gräbern, am Fuße der Felsen, in die sie gehauen sind und in denen sich gähnend so viele Grüfte öffnen. Das düstere Ganze tritt hervor und erhebt sich unter dem weißen Mondlicht mit scharfen, schneidenden Umrissen. Es ist wie Dinge, die schon lange tot und verdorrt sind und die nur noch dank der Stille der Luft zusammenhalten, gleich jenen Mumien, die ein Hauch zerfallen machen kann. . . . Oh Todestal, Boden aus Knochen und Menschenstaub, stiller Tempel des Nichts, wo selbst der apokalyptische Posaunenstoß erstarren und sterben müßte! . . . Während wir unter dem bedrückenden Einfluß dieser Umgebung stehen und

aus den schwarzen, tiefen Löchern ein Grauen hervorsteigt, das uns erstarren läßt, dringt plötzlich aus einem der großen Gräber dumpfes, menschliches Husten. Es scheint von sehr weit, von tief unten zu kommen, verstärkt und widerhallend in den unterirdischen Grüften. . . . Der Janitschar bleibt vor Schrecken bebend stehen, — und doch ist er ein Tapferer, dessen Hals an der Seite des großen Osman Pascha, des Ghazi, bei der glorreichen Verteidigung von Plewna von Kugeln durchbohrt wurde. — „Oh!" ruft er, „da unten liegen Menschen! . . . An ihrer Stelle wäre ich am folgenden Morgen wahnsinnig! Großer Gott, was für Leute müssen da schlafen!" Ohne Zweifel ganz einfach Beduinen, die sich mit ihren Schafen in die leeren Gräber eingenistet haben; aber er muß wohl an Vampyre und Geisterbeschwörer denken. Es war übrigens so unerwartet inmitten der tiefen Stille, daß ich selbst, gleich ihm, erschrak.

Vorwärts, die Stunde verstreicht. Es ist jedenfalls schon später wie damals, als Jesus dort oben sein Todesgebet sprach; denn gegen Mitternacht ward er von den bewaffneten Häschern ergriffen. Steigen wir langsam nach Gethsemane empor. . . .

Öde Leere auf dem Grunde meiner aufmerksamen, bangen Seele, nichts außer dem unbestimmten Einfluß des Mondes und der Gräber, dem instinktmäßigen Grauen vor dieser ganzen bleichen Landschaft. . . .

Dort unten nahen Laternen, wenigstens zwan-

zig; es sind Leute, die von Ophel herkommen. Sie haben es eilig und rennen fast. . . . Wir hatten nichts Derartiges zu dieser Stunde erwartet. „Ach!“ sagt der Janitschar unwillig, „Juden! . . . Sie wollen einen Toten begraben.“ — In der Tat erkenne ich den eigentümlichen Gesichtsschnitt, die langen, engen Röcke und die Pelzmützen. Sie beeilen sich, wie Leute, die im Verborgenen Böses tun, ihn unter die Erde zu schaffen. (Bekanntlich ist es bei ihnen Brauch, die kaum erkalteten Leichname als etwas Unreines zu jeder Tages- und Nachtstunde sofort wegzuschaffen.)

Endlich nach so vielem, meinen Weg verlängernden Zögern liegt Gethsemane vor uns, seine Ölbäume, seine traurigen Steine. In der Nähe des schlafenden Franziskanerklosters bleibe ich stehen, an einer Stelle, welche die alles zerstörenden Menschen fast so gelassen haben, wie sie in alten Tagen gewesen sein mag.

Um allein zu sein, sage ich zu dem Janitscharen: „Setze Dich und bleibe hier; warte auf mich eine Weile, eine Stunde vielleicht, bis ich Dich rufe!“

Dann entferne ich mich, weit genug, um ihn nicht mehr zu sehen, und lege mich, gegen die Wurzeln eines Ölbaums gelehnt, auf die Erde. Noch steigt kein besonderes Gefühl aus meiner Umgebung empor; es ist eine beliebige Stelle, nur etwas seltsamer.

Zugleich mit mir scheinen da drüben, am andern Berghang des Todestales, die Mauern

Jerusalems gestiegen zu sein; die Schlucht, in deren Grunde der Kidron fließt, trennt mich von ihnen. Sie liegt heute abend weiß und dunstig in der Lichtflut des Mondes, und über diesen wolkenartigen Niederungen stehen dort drüben auf gleicher Höhe wie ich die Mauern, wie in der Luft schwebend und traumhaft. Hier, in seiner Leidensnacht, mußte Jesus sie sehen; sie zeichneten die gleiche, lange, gerade Linie am Himmel ab, wahrscheinlich mit weniger Zinnen, weil sie noch nicht sarazenisch waren, und überragt von dem Firste des wunderbaren, alles beherrschenden Tempels, von der wir uns keinen Begriff machen können. Heute nacht erscheint über den Zinnen weder eine menschliche Wohnung noch ein Licht; nur die Kuppel der Omarmoschee, auf die der Mond bläulichen Schein wirft, von Mohammeds Halbmond überragt. Um mich herum, in meiner nächsten Umgebung, völlige Einsamkeit. Der steinige Berg, der an der Lichtflut des Himmels teilnimmt, scheint wie mit Mondlicht getränkt, und die spärlichen Ölbäume werfen auf ihn nur kleine, dünne Schlagschatten. Das unaufhörliche nächtliche Hundegebell in Jerusalem, wie in jeder türkischen Stadt, war im Tale drunten kaum hörbar; hier dringt es von ferne mit leichtem Schalle herüber. Echos müssen wohl die Richtung verändern, denn es scheint von oben zu kommen, von Himmel herabzufallen. Und von Zeit zu Zeit mischt sich ein nahes Geräusch hinein: der gedämpfte Ruf eines Nachtvogels.

Ich drücke müde die Stirn an den Ölbaum, und ich warte, ich weiß nicht auf welch unbestimmtes Etwas, das ich nicht mehr erhoffe, aber es kommt nichts. Mein Herz bleibt verschlossen, und ich habe nicht einen Augenblick süßer Entspannung, wie damals am Tage nach meiner Ankunft am heiligen Grabe.

Und doch ist mein unausgesprochenes Gebet flehend und innig. — Ich kam aus „tiefer Not", aus dem „Abgrund des Schreckens".

Nein! Nichts! Niemand sieht mich! Niemand hört mich! Niemand antwortet mir. . . .

Ich warte, — die Minuten vergehen, die letzten, wirren Hoffnungen brechen zusammen, und ich sinke in das bodenlose Nichts. . . .

Da rufe ich mit barscher, fast böser Stimme meinen Begleiter, der drunten gehorsam wachte: „Komm, es ist vorbei! Laß uns heimkehren!"

Und mit tiefenttäuschter, für ewig leerer Seele voller Bitterkeit und fast Empörung kehre ich zu dem alten, eisenbeschlagenen Tor von Jerusalem zurück.

Die wachthabenden Soldaten hatten das Tor unsertwegen halb offen gelassen; ich trete zuerst ein und stoße den schweren Torflügel mit der Schulter etwas auf.

Die Schildwache fährt aus schläfrigem Traum auf, packt mich am Kragen und schlägt Lärm, indes ich mich in unüberlegter Verteidigungsgebärde umwende und sie an die Kehle fasse. In diesem Augenblick fühle ich mich überdies ge-

reizt, schroff und zu jeder instinktiven Gewalttat fähig. Während zweier unentschiedener Sekunden halten wir uns im Dunkeln fest. — Die Wachmannschaft eilt herbei und mein Janitschar tritt dazwischen. Beiderseits erkennen wir uns und lachen. Beim Scheine der herbeigeholten Laterne sieht der türkische Soldat, der mich festhielt, gut und ehrlich aus; er entschuldigt sich, denn er fürchtet, ich werde ihn anzeigen, doch ich reiche ihm die Hand. Ich war an allem selbst schuld und hätte den Janitscharen mit dem Losungswort vorausgehen lassen sollen.

Tief in der Nacht kehren wir durch die Passionsstraße zur Vorstadt von Jaffa zurück. Dieser Leidensweg ist für mich nur noch eine beliebige Straße in einer alten Stadt des Orients, höchstens etwas düsterer als andere.

XXII.

Sonntag, 15. April.

Mein letzter Tag in Jerusalem! Das Ende meiner trügerischen Pilgerfahrt, die mich fast von Stunde zu Stunde immer mehr erkalten ließ.

Ich erwache unter dem peinlichen, bitteren Eindruck der vorhergehenden Nacht, dem anfangs noch wirren Gefühl, daß etwas unerbittlich, unwiderruflich zu Ende ist. . . . Überall läutet es zur Messe; fröhliches Sonntagsgeläute erfüllt die Luft — zur Verherrlichung Jesu, den ich nicht zu finden vermochte. Auf den von heiterer Lenzsonne strahlenden Straßen kommen lange Reihen kleiner Mädchen unter der Leitung frommer Schwestern vorbei; ganze Bataillone kleiner Jungen mit dem Fez und in langer, orientalischer Tracht, von Mönchen geführt. Auch die christlichen Frauen Jerusalems kommen vorüber, wie Türkinnen drapiert, in langem, weißem Schleier, und Frauen aus Bethlehem mit ihren hohen, mit Gold und Silber bestickten Hauben. Alle eilen dahin, wo die Glocken rufen.

Jetzt erbebt die ganze Straße unter meinen Fenstern von gellendem Ton, wie von tausend tollen Schuljungen zugleich ausgestoßen. — Ich erkenne den Jubelruf der Maurinnen und Arabe-

rinnen, dies wilde „Ju, Ju, Ju!“ womit sie ihre Tänze und Feste begleiten. Allein dieses Mal gilt er Christus. Eine Pilgerschar tief aus Abessinien kommender Frauen, die heute früh ihren Einzug in die heilige Stadt halten und sie nach alter Sitte mit lautem Zuruf begrüßen. Wie die Beduinenfrauen der Wüste gekleidet, mit schwarzem Kleid und schwarzem Schleier, kommen sie auf dem besonnten Pflaster wie ein Leichenzug näher. Von Minute zu Minute wiederholen sie den lauten, schmetternden Ruf; Priester ihres Bekenntnisses, wie sie schwarz von Gesicht und Kleidung, sind ihnen entgegengekommen und antworten jedesmal mit segnender Gebärde: „Eure Rückkehr möge glücklich sein.“ Ernst und traumverloren gehen sie ohne Wanken unter den dummen, lachenden Blicken einiger zum Fenster hinausgaffender Touristen vorbei. Lange verfolgen meine Blicke die schwarzen Gespenster mit den gellenden Stimmen; ganz unten am Ende der Straße wenden sie um; sie gehen stracks zur heiligen Grabeskirche, mit festen, eiligen Schritten, im ersten Schwung ihrer wilden Entzückung.

Ehe ich Jerusalem verlasse, will ich heute ein letztes Mal in den heiligen Bezirk der Mohammedaner gehen und die wunderbare Omarmoschee wiedersehen. Ich möchte wenigstens — leider in Ermangelung von Besserem — die Erinnerung an diese Pracht festhalten.

Der Weg führt am heiligen Grabe vorüber, an

dessen Zugängen heute mehr denn je die Menge sich staut. Auch hier will ich zum Abschied eintreten.

Allein kaum habe ich die Säulenhalle durchschritten und will um das große Marmortabernakel herumgehen, so wehren mir türkische Soldaten den Durchgang. Sie erhalten hier die Ordnung aufrecht und sorgen mit der Hand am Säbelgriff, daß hundertjähriges Übereinkommen zwischen den Christen der feindlichen Bekenntnisse befolgt wird. — Heute gehört der Platz den Abessiniern und Kopten. Ein Bischof, mit schwarzem Gesicht und seltsam altertümlichem Ornat, hält das Hochamt für Hunderte von schwarzen Pilgern, die mit schrillen Fistelstimmen wie Muezzins singen. Ich habe nur das Recht, dem Gottesdienst aus der Ferne zuzusehen, doch das alles ist beunruhigend, götzendienerisch und wild, wie irgendein Isis- oder Baalsdienst in den alten Zeiten. . . .

So eng, gedrückt und düster der für jedermann stets offen stehende Platz vor dem heiligen Grabe ist, so geräumig, leer und still ist es dort unten um die blaue Moschee.

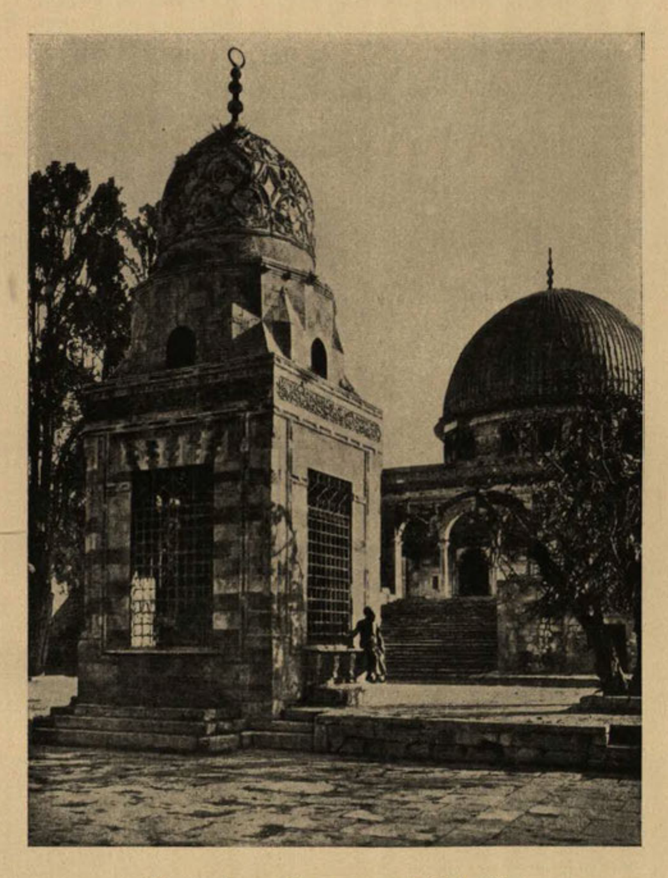
Seit den vierzehn Tagen, wo ich auf diesem öden Vorhof war, hat der Frühling mächtig gewirkt; zwischen den alten, weißen Steinplatten ist das Gras gewachsen, und Mohn und Sternblumen blühen in neuem Überfluß.

Heute sitzen arabische Frauen mit den Füßen in den Blumen im Schatten der wenigen, hundert-

jährigen Bäume, die hier und da stehen; bei unserm Nahen verschleiern sie sich bis an die Augen. Allein der Raum ist so groß, daß sie fast darin verschwinden, und der Eindruck der Einsamkeit bleibt.

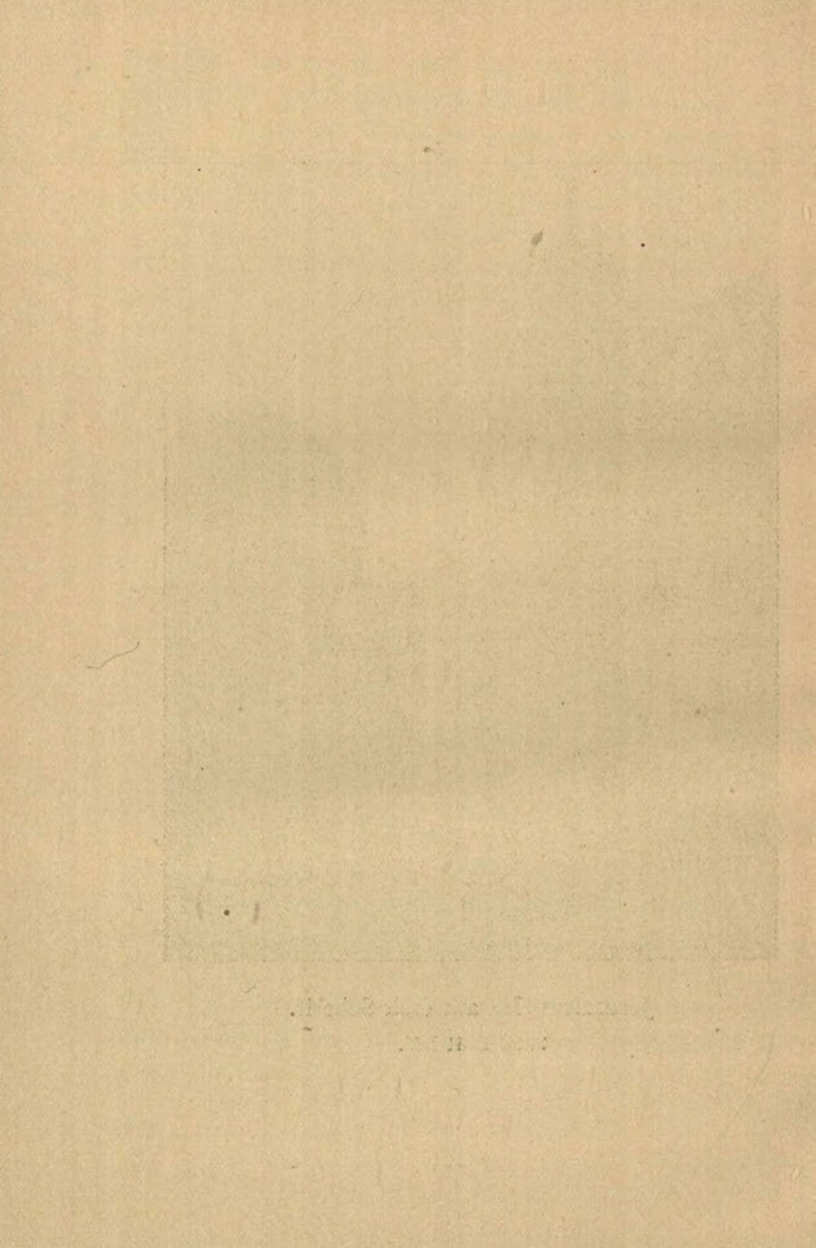
In der Nähe der Moschee sind die Steinplatten weniger beschädigt und das Gras nicht so hoch und so dicht. Düster strahlt die Sonne von den weißen Steinplatten und den kleinen Heiligtümern, den Bögen und Mihrabs wider, die rings die Moscheen umgeben. In dem heutigen, viel helleren Lichte scheint der Bau ohnegleichen gealtert. Er zeigt wohl noch den Glanz seines Goldes und Marmors, den schillernden Schein seiner Mosaiken, den durchsichtigen Edelsteinglanz seiner bunten Glasfenster. Und doch sieht man der Moschee die dreizehn Jahrhunderte an; sie hat etwas Verfallenes, Verstaubtes, das die Sonne hervortreten läßt. Sie hat den gedämpften Glanz aller dem Untergang geweihten schönen Dinge, fast wie alte, wunderbare Brokate, die noch zusammenhalten, die man aber kaum zu berühren wagt.

Unter dem großen schwarzen Fels in der Mitte führt eine Marmortreppe hinab in eine dunkle, hochheilige Grotte, an die sich eine mohammedanische Legende vom Engel Gabriel knüpft. Die sehr niedrige Wölbung ist durch das Scheuern von Händen und Köpfen geglättet. Auch hier kommt einem das Bewußtsein einer unendlich langen Vergangenheit.



Jerusalem, Haram esch Scherif.

Sebil Kaît Bâi.



Die heiligen Stätten der Mohammedaner stimmen nicht wie die christlichen zu holder, bis zu Tränen rührender Gemütsbewegung, aber sie atmen ruhige Entsagung und weise Gottergebenheit; sie sind stille Zufluchtsstätten, in denen man das Leben mit der Gleichgültigkeit des Todes vorbeifließen sieht.

Besonders der stille Haram esch Scherif mit seiner schwermütigen Pracht ist eine Stätte des Traumes, die weder rührt noch bewegt, sondern nur beruhigt und entzückt. Für mich ist er heute die passendste Zufluchtsstätte, — ebenso wie der Islam, zu dem ich einst geneigt habe, später die äußere Glaubensform voller Phantasie und Kunst werden kann, in die sich mein Unglaube bettet.

XXIII.

O crux, ave, spes unica.

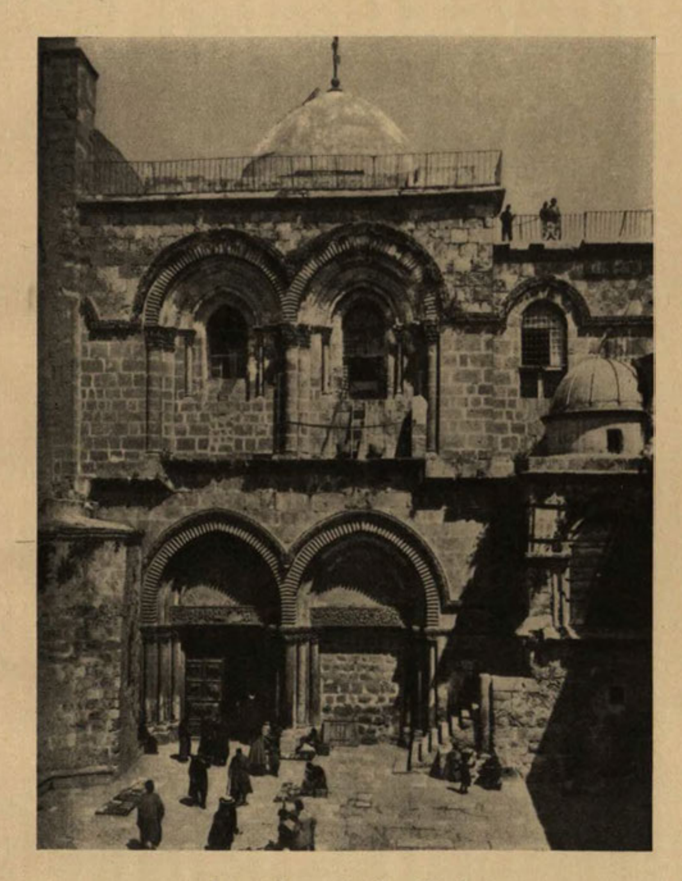
Montag, 16. April.

Heute morgen, — unsere Pferde waren schon gesattelt, unsere Koffer geschlossen, — wollten wir Jerusalem verlassen und unsern Weg durch Galiläa fortsetzen, nach Damaskus, der sarazenischen Stadt, um uns wenigstens am toten Zauber der orientalischen Dinge zu zerstreuen und zu betäuben. Doch es fällt eisiger Regen aus schwarzem Himmel. Eine plötzliche Rückkehr des Winters, mit heftigem, heulendem Wind, Regenfluten und Hagel.

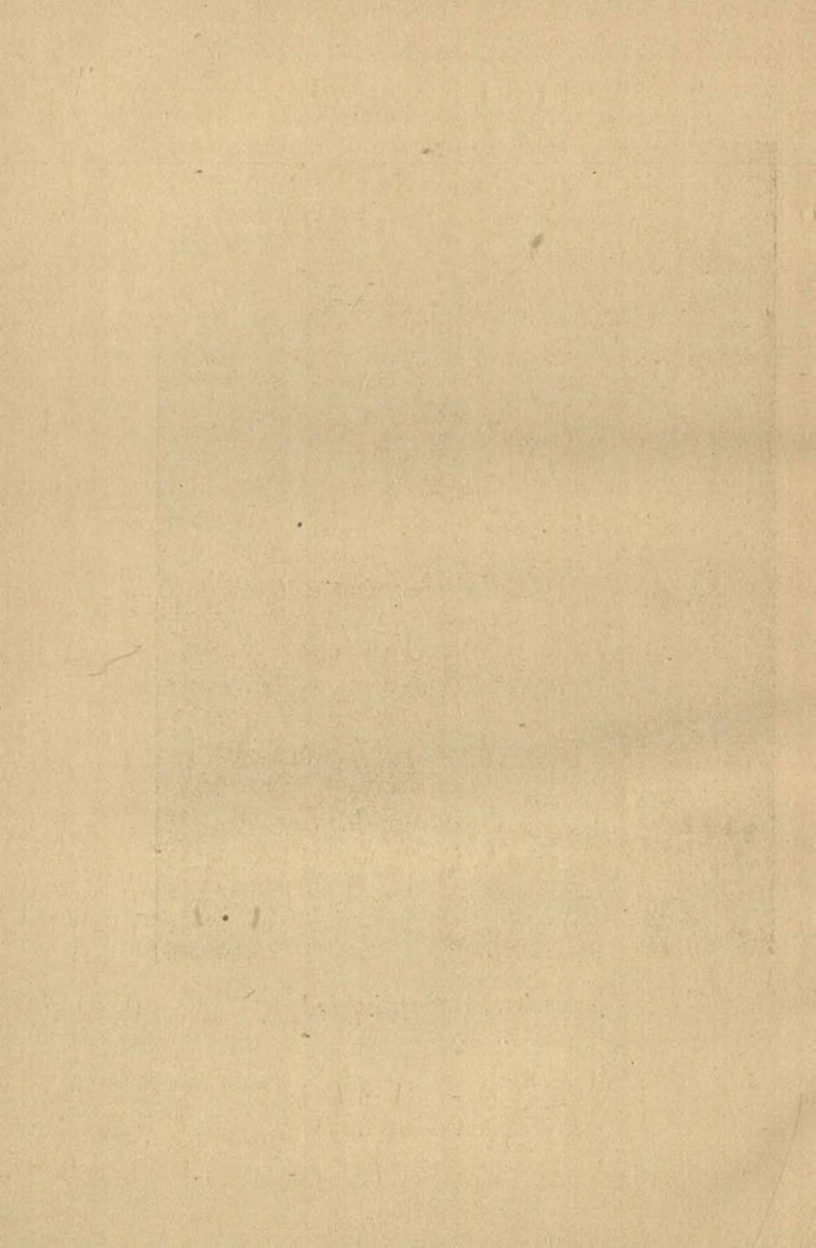
Wir entschließen uns also, die Abreise auf morgen zu verschieben.

Der Tag vergeht, gleich dem unserer Ankunft am Kaminfeuer, mitten unter alltäglichen Menschen, in der tödlichen Langweile eines Gasthofssaales bei Regenwetter, zwischen den ewigen Rosenkranzhändlern und den abscheulichen Lesetischchen, auf denen die neuesten Zeitungen Europas liegen.

Als gegen Abend der Regen aufhört, gehe ich durch die traurigen Straßen, unter tropfenden Dächern und vom Winde gepeitschten Wolken; ich lenke meine Schritte das letzte Mal zum hei-



Jerusalem, Grabeskirche.



ligen Grabe, wohin es mich mit unerklärlichem Gefühle zieht.

Es ist gerade die trübe Dämmerstunde, wo die Lampen noch nicht brennen, wo alles im Dunkel ist und überdies fast ohne Überwachung, als ob man an solcher Stätte sicher vor Entweihung und Freveltat sei.

Am Eingang hat eine Mutter ihr einige Monate altes Kind auf den „Stein der Salbung" gelegt und läßt es sich dort mit einem Lächeln freudigen Vertrauens hin und her wälzen, damit alle Teile seines kleinen Körpers den heiligen Marmor berühren.

Etwas weiter wird es immer dunkler, ich tappe im Finstern und streife undeutliche, leise schreitende Gruppen. An den Pfeilern und Säulen schwarze, zusammengekauerte Massen: die ewigen Gäste, die Bettler, die Krüppel und Lahmen. Unter der Weihrauchswolke droben, die noch etwas Licht aus den Kuppeln auffängt, zieht sich schwer und widrig der Todesgeruch hin.

Auf Umwegen, mit denen ich jetzt vertraut bin, gelange ich hinunter zu der seltsamen, tiefen Krypta der heiligen Helena, auf dem gleichen Wege wie am Tage nach meiner Ankunft in Jerusalem, aber mit welch andrem, verhärtetem Herzen, in dem die erste Rührung leider nicht wiederkehrt.

Zum heiligen Grabe zurückgekehrt, steige ich fast unwillkürlich die Treppe hinan, die zur hohen Kapelle über Golgatha führt.

Und selbst an dieser Stätte der Begeisterung und Tränen ist mir, als ob nichts mehr in mir bewegt werden könne. Still betrachte ich den Altar, die drei aufgerichteten Kreuze, die drei großen Bilder der blassen Gekreuzigten, die sich wie von einem goldnen Regenbogen abheben; dann die sehr niedrige Decke, naiv wie ein blauer Himmel bemalt, mit goldenen Sternen, mit Engeln und Monden, deren Menschengesichter zur Erde schauen.

.Trotz der Kerzen und Lampen ist es halbdunkel in dem kleinen Raume. Es ist spät, und in diesem Augenblick sitzen nur noch einige weinende Frauen in den dunklen Ecken. Aber es kommen Leute, die, ehe sie das heilige Grab verlassen, einer nach dem andern heraufsteigen, um hier zu knieen und zu beten. Ich lehne mich an einen Pfeiler am Altar und sehe sie eintreten

Zuerst erscheint ein junger Kosak, ein Soldat, stolz und kriegerisch aussehend, er schleppt sich auf den Knieen bis zu dem Altarblatt, um die Stelle zu küssen, wo Jesu Kreuz in dem Felsen von Golgatha gestanden hat. Frauen, ich weiß nicht aus welchem Lande, mit langen, schwarzen Schleiern folgen ihm; mit erhobenen Armen und ausgestreckten Händen beten sie unter Tränen, in unbekannter Sprache und mit fremden Gebräuchen.

Jetzt kommt ein altes Mütterchen; bescheiden, demütig kniet sie zuerst etwas abseits, als wage sie nicht, näher zu kommen; aus ihrem Pilger-

sacke zieht sie ihr Evangelium, ihre Brille und eine kleine Kerze, die sie anzündet; endlich kommt sie näher, macht eine altmodische, tiefe Verbeugung und fängt dann mit ihren Gebeten und Kniebeugungen an. Dazwischen gibt es Momente der Einsamkeit und Stille, in denen ich hinter mir leises, ersticktes Schluchzen vernehme. Und neue Fromme kommen mit den gleichen Augen voller Demut und Glauben. . . .

Wahrlich, es ist gut, diese besondere Stätte (und sollte es nur ein frommer Betrug sein) für die Mühseligen und Beladenen zu bezeichnen; es liegt eine unsägliche Wonne darin, hierher zu kommen und zu weinen.

Überdies, wenn Christus die armen Leute da knieen und beten sieht, was liegt ihm an der falschen Stelle, wenn nur ihr Herz sich auf diesem Fels in Liebe und Dankbarkeit beim Gedenken an seinen Todeskampf erweicht. Ach! sie haben das beste Teil erwählt, die da anbeten, ohne zu verstehen. . . . Und denen, die noch scharfsinniger sind und noch mehr Schwierigkeiten machen als wir, wäre es vielleicht nicht unmöglich, sie nachzuahmen, — nicht aus Einfalt, — leider kommt uns diese nicht mehr, — sondern im Gegenteil durch höchste Anstrengung unserer Urteilskraft. Sind doch die unfaßlichen Glaubenslehren, die ehrwürdigen, aber veralteten Symbole nicht Christus, sondern nur das Erbteil früherer Geschlechter. Die Eitelkeit dieser Dinge beweist nichts gegen ihn. Er bleibt trotz alledem uner-

klärlich für den, der sich ernstlich bemüht, den Text der heiligen Schrift zu ergründen; so lange also das Rätsel besteht, darf auch die Hoffnung nicht schwinden. Oh! wie eingebildet und kindisch anmaßend sind die, welche sich mit Einwänden aus der engen menschlichen Logik begnügen und daraufhin wagen, mitten in dem unergründlichen Geheimnis aller Dinge Schlüsse in einem oder dem andern Sinne zu ziehen. . . . .

Ich weiß es wohl, das Evangelium scheint die Unendlichkeit des Raumes, der Materie und der Welten nicht geahnt zu haben. Und selbst bei der Annahme eines Gottes, der sich nur mit der Erde beschäftigt, mit dem winzigen persönlichen Nichts, das wir sind, bleiben noch so viele Schwierigkeiten: erstens die Menge der Seelen, die seit Anfang der Welt zueinander gekommen sind, und dann die niederen Seelen, die unbestimmt und beunruhigend an den noch schwankenden Grenzen der Tierheit stehen. . . .

Das Leid und der Tod: wir sind fast so weit gekommen, sie als etwas Nützliches anzusehen — als Prüfstein der Seelen; und wo bliebe ohne sie das höchste Erbarmen?

Die Erlösung setzt unsere Vernunft nochmals in Verlegenheit, und was mich betrifft, so kann ich die Notwendigkeit dieses Mittels nicht einsehen; die ernsten Worte, die in goldnen Buchstaben an der Bekrönung der Omarmoschee stehen, sind die bestimmte Formel meines Zweifels: „Sobald Gott etwas beschlossen hat, braucht

er nur zu sagen, es sei, und es ist.“ Aber Christus (Oh! was ich jetzt aussprechen werde, wird manchem recht gottlos erscheinen!) Christus, insofern er Mensch geworden, und Mensch seiner Zeit, hatte vielleicht von seiner Messiasrolle nur eine symbolische Vorstellung in Sinne des alten Orients und der damals bestehenden heiligen Schriften. Auch die Evangelien, die uns berichten, was er von sich selbst sagte, können ihn noch undeutlicher für uns gemacht haben. Er war nicht beauftragt, für uns den Schleier der unerkennbaren Ursachen und Zwecke zu lüften, aber vielleicht der Menschheit einen Schimmer, ein sicheres Zeichen von Fortdauer und Wiedersehen zu bringen und vollständigere Offenbarungen erst nach dem Tode zu erwarten.

Was liegt, mein Gott, an etwas mehr oder weniger Unbegreiflichkeit, da wir aus uns selbst niemals das Warum unseres Daseins entziffern werden! Aus dem Gewirr nebelhafter Bilder strahlen trotz allem die Worte Liebe und Leben hervor!

Werden uns diese Worte genommen, die er allein mit unendlich geheimnisvoller Gewißheit auf unsrer kleinen Erde auszusprechen wagte, so bleibt uns nichts mehr. Ohne dies Kreuz und ohne diese Verheißung, die das Licht der Welt sind, ist alles nur leere Geschäftigkeit in der Nacht, nur ein Hin- und Herlaufen von Larven, die zum Tode gehen. . . . Wer einmal im Leben die wahre Liebe gekannt hat, wird keinen Widerspruch erheben.

Ich meine die reinste Liebe, die Liebe zur Mutter, zum Sohn, zum Bruder. Die andern, die Gleichgültigen, die Zyniker, die Hochmütigen, — für sie spreche ich hier mehr denn je eine unverständliche Sprache. . . .

In der von Tränen benetzten Kapelle, wo die Luft von den Gebeten so vieler Jahrhunderte geschwängert ist, rufe ich mir diese schon hundertmal durchdachten Dinge ins Gedächtnis. Allein um anzubeten, ohne zu verstehen, wie die Einfältigen, die hierher kommen — und die eigentlich die Weisen, die Logischen dieser Welt sind, — dazu gehört wohl ein unmittelbares Schauen und ein Aufschwung des Herzens, die sie noch haben und die ich nicht mehr habe. . . .

Hinter mir höre ich jetzt dumpfes Geräusch, etwas, das auf die Marmorplatten klopft; es ist ein knieender, weißhaariger Greis, der mit der Stirne auf den Boden schlägt.

Plötzlich erhebt er sich mit gefalteten Händen, Tränen auf den eingefallenen Wangen, mit weitgeöffneten Augen und dem Ausdruck überirdischer Freude und Hoffnung. Es ist ein hochbetagter Greis mit erdfahlem, schon vom Tode berührtem Gesicht, allein in diesem Augenblick von siegreicher Schönheit, verklärt trotz seiner Häßlichkeit und Altersschwäche. In der Stunde seiner unvermeidlichen Vernichtung hat er sich wie ein Schiffbrüchiger mit den Händen an etwas Strahlendes und Ewiges geklammert: Angesichts des Todes fühlt der Großvater, daß er sie droben

wiederfinden wird, seine Söhne vielleicht oder seine Enkel, — irgend einen kleinen Lockenkopf! . . .

Oh! der Glaube, der gesegnete, beseligende Glaube! Wer da sagt: „Die Täuschung ist süß, das ist wahr, aber immerhin ist es eine Täuschung, und sie muß aus dem Herzen der Menschen gerissen werden", der ist ebenso töricht, als wenn er die Heilmittel abschaffte, die den Schmerz lindern und einschläfern, unter dem Vorwand, daß ihre Wirkung im Augenblick des Todes aufhört. . . .

Nach und nach fühle auch ich mich durchdrungen von dem holden trügerischen Traum eines gehörten, erhörten Gebets. . . . Ich glaubte sie doch beendet — diese Blendwerke! . . .

Auf Gethsemane, in der letzten Nacht, lag zweifellos noch zu viel Hochmut in meinem Wunsche nach Einsamkeit. Hier bin ich besser am Platze, inmitten des Elends, gemengt unter die Demütigen, die aus tiefer Seele schreien; sie sind übrigens meinesgleichen und ich bin nicht mehr denn sie. Morgen werden meine irdischen Freuden Staub sein, und in wenigen Jahren, so kurz wie ein Tag, bin ich so wie der Greis da. . . . Oh! wer wie er beten könnte, wenn das Ende naht! Beten wie sie alle! Wer sich auch auf diesen Stein Golgathas werfen, sich in Anbetung versenken könnte! . . .

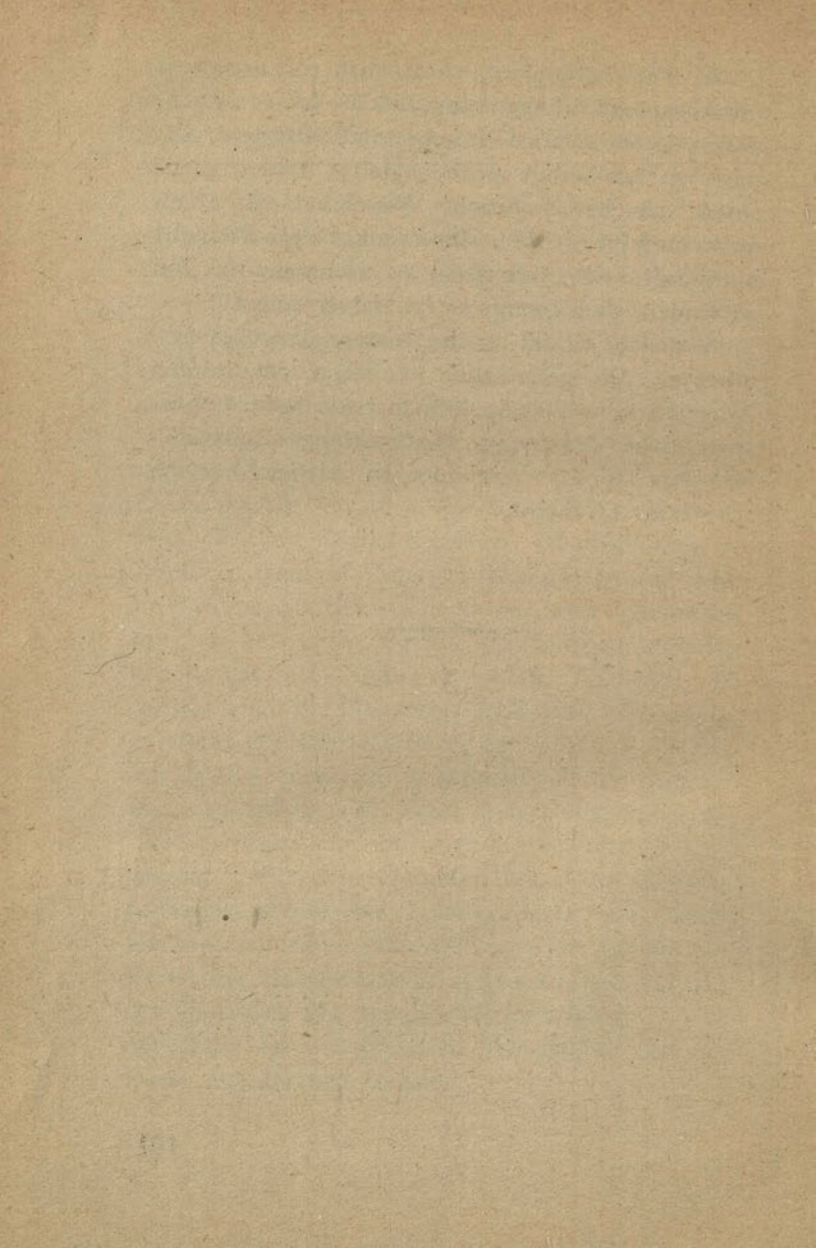
Aber er ist zu verschieden vom Christus meiner Kindheit, dieser Christus der goldnen Ikone, den sie hier anrufen; und diese äußerlichen Kund-

gebungen, die Begeisterung, die auf die Knie fällt, sind den Männern meiner Zeit unmöglich; selbst in dieser Kapelle des Kalvarienberges, die schon so viele Jahrhunderte die Tränen kennt, hält mich ein Gefühl ganz moderner Art steif und unbeweglich auf meinem Platze gebannt. . . .

Doch meine Augen umfloren sich. . . . Unerwartet, widerstandslos, weine auch ich in dem Winkel des mich verbergenden Pfeilers; ich weine endlich alle die Tränen, die sich in mir gehäuft und zurückgestaut hatten in all der langen, früheren Herzensangst, im Lauf so vieler leerer und wechselnder Komödien, aus denen mein Leben gewebt war. . . . Man betet, wie man kann, und ich kann es nicht besser. Obgleich hier im Schatten stehend, liege ich jetzt mit ganzer Seele im Staube, so tief wie der begeisterte Alte neben mir, so tief wie der Soldat, der soeben am Boden kroch, um die Steine zu küßen. Christus! Oh ja, was auch die Menschen sagen und tun mögen, er bleibt der Unerklärliche, der Einzige! Sobald sein Kreuz erscheint, sobald sein Name genannt wird, besänftigt sich alles, ändert sich alles; der Groll schmilzt hin, und man ahnt läuternde Entsagung. Vor dem kleinsten hölzernen Kruzifix gedenken seiner die Hochmütigen; die harten Herzen demütigen sich und begreifen das Mitleid. Er ist der Beschwörer unvergleichlicher Träume, der Zauberer des ewigen Wiedersehens. Er ist der Herr der unverhofften Tröstungen und der Fürst unendlicher Gnade.

In diesem Moment, so seltsam es auch, von mir kommend, klingen mag, möchte ich es wagen, denen unter meinen unbekannten Brüdern, die mich an das heilige Grab begleitet haben, zuzurufen: „Suchet ihn auch! Versuchet es! Denn außer ihm ist nichts". Ihr braucht deshalb nicht pomphaft nach Jerusalem zu kommen, um ihn zu finden, denn wenn er ist, ist er überall.

Vielleicht findet ihr ihn besser, als ich es vermochte. Übrigens segne ich sogar den kurzen Augenblick, wo ich in ihm fast die tiefe, unaussprechliche Hoffnung wiedererlangt habe, — bis das Nichts mir morgen vielleicht noch schwärzer erscheint.



Verzeichnis der Bildtafeln.

Mit gütiger Erlaubnis des Herrn Geheimrats B. Moritz in Berlin ist Bild 6 seinem Werke „Bilder aus Palästina, Nordarabien und dem Sinai“ (Berlin 1916, D. Reimer) entnommen.

Mit gütiger Erlaubnis des Herrn Geheimrats, Prof. Dr. Th. Wiegand in Berlin ist Bild 2 dem von ihm herausgegebenen Werke „Alte Denkmäler in Syrien, Palästina und Westarabien, veröffentlicht auf Befehl von Achmed Djemal Pascha, Führer der 4. türkischen Armee“ (Vereinigung wissenschaftlicher Verleger usw., Berlin 1918, G. Reimer) entnommen. Herr Geheimrat Wiegand hatte außerdem die Güte, die Originale zu den Bildern 5, 7, 11, 15 und 16, die in demselben Werk erschienen sind, sowie mehrere andere Bilder aus seinem Besitz zur Verfügung zu stellen.

Die Antikenabteilung der Berliner Museen hatte die Güte, die Originale der Bilder 8, 10 und 14 zur Verfügung zu stellen.

Für alle Beiträge sprechen Herausgeber und Verlag ihren ganz besonderen Dank aus.



Von diesem Werke wurden dreihundert Exemplare auf Luxus-
papier in der Buchdruckerei J. B. Hirschfeld (A. Pries)
in Leipzig gedruckt und in Halbleder gebunden.
Hundert Exemplare sind in Ganzleder ge-
bunden und numeriert. Den Bucheinband
entwarf die Handbinde-
abteilung E. A. Enders
in Leipzig.

